

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **25 (1945-1946)**

Heft 2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Geschichte und Politik

Die Beschwörung und Erneuerung der Bünde

Mancher Schweizer hat sich vielleicht noch nie richtig überlegt, weshalb der Bund der schweizerischen Kantone als «Eidgenossenschaft» bezeichnet wird. Und doch liegt hierin ein tiefer historischer Sinn. Wenn wir in die Werdezeit unseres Staates zurückkehren, so finden wir, daß die Institution des Eides seit Anbeginn des schweizerischen Staatsrechtes eine grundlegende Rolle gespielt hat. Schon in den ersten «Allianzverträgen» der Urkantone tritt der Wille unserer Vorväter zutage, das politische Geschehen sub specie aeternitatis zu betrachten, und nichts spricht hierfür deutlicher als die schon damals üblichen Eidesformeln. Diese Zusammenhänge werden auch in einer historischen Monographie aufgezeigt, die von der *Beschwörung und Erneuerung der Bünde (1351—1798)* in der alten Eidgenossenschaft handelt und von Professor William Rappard (Genf) stammt¹⁾. Wie der Titel besagt, befaßt sich diese Studie mit einem geschichtlichen Spezialproblem, nämlich mit der seit 1351 periodisch wiederkehrenden Erneuerung der interkantonalen Bündnisse durch eine in jedem Kantonshauptort durchgeführte Vereidigung des Volkes. Erstmals wurde dieses Verfahren von dem zürcherischen Bürgermeister Rudolf Brun in das öffentliche Recht der Schweiz eingeführt. Später wurde die Klausel der periodischen Vertragserneuerung allgemein üblich, und wir finden sie beispielsweise auch im Stanser Verkommnis von 1481. Einen Unterbruch dieser staatsrechtlichen Praxis brachte dann die Reformationszeit. Erst im Jahre 1798, als die drohenden Wolken innerer Wirren und der französischen Invasion den politischen Horizont zu verdunkeln begannen, wurden an der letzten Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft in Aarau die Bünde nochmals öffentlich und feierlich beschworen.

Auch wer von Haus aus nicht Historiker ist, wird sich in diese interessante Monographie William Rappard's mit Gewinn vertiefen. Man überzeugt sich bei der Lektüre immer wieder aufs neue, daß die aus ausgeprägt föderalistischen Elementen erwachsene Schweiz auch auf staatsrechtlichem Gebiete eigene Wege gesucht und gefunden hat. Mit Recht sagt William Rappard im Schlußwort seines reichdokumentierten Streifzuges in die Anfänge der eidgenössischen Geschichte, daß der Treueschwur freier Gemeinschaften zum Bindeglied geworden ist, das einen wahrhaften Bund ermöglichte. Der Eid der Treue war gleichsam der Beton, um dem eidgenössischen Verfassungsgebäude eine Festigkeit zu verleihen, die es sonst nirgends finden konnte.

Paul Weber.

Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte

Im Februar 1944 konnte an dieser Stelle der Beginn einer neuen, von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz begründeten Schriftenreihe angezeigt werden, womit allgemeineschichtlichen Arbeiten eine, in der Schweiz bisher fehlende Heimstätte bereitet wurde²⁾. Heute ist nun der zweite Band (1944) zu besprechen³⁾.

Die Erwartungen, welche der Anfang weckte, sind durch die Fortsetzung nicht enttäuscht worden. Auch der neue Band vereinigt Arbeiten, die sich mit Themen vom

¹⁾ William E. Rappard: *Du Renouveau des Pactes confédéraux (1351—1798)*. A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 1944. Beiheft Nr. 2 der Zeitschrift für schweizerische Geschichte.

²⁾ Siehe Februarheft 1944, S. 659—660.

³⁾ Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte. Im Auftrag der Allg. Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz herausgegeben von Werner Näf. Band 2, Sauerländer, Aarau 1944.

Frühmittelalters bis zum 19. Jahrhundert befassen. Weitere Abwechslung schafft die Verschiedenartigkeit der einzelnen Beiträge. Vom Abdruck einer theoretisch-programmatischen akademischen Rede, vom Essai über eine bedeutende historische Persönlichkeit bis zur kritischen Erörterung einer paläographischen Frage und zum Abdruck unveröffentlichter Quellen sind die mannigfachsten Äußerungsformen geschichtlicher Arbeit vertreten.

Stelling-Michaud knüpfte in seiner Genfer Antrittsvorlesung «Fonction de l'histoire» an die Thesen seines Vorgängers Edmond Rossier an, welcher schon 1890 sich heftig gegen eine rein mechanistische Geschichtsbetrachtung gewandt hatte, um dafür dem Wirken der Persönlichkeit wieder mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Stelling-Michaud fordert den Historiker auf, den engen Rahmen spezialistischer Gelehrsamkeit zu sprengen und sich einer humanistischen Betrachtung zuzuwenden, welche dann auch ein viel stärkeres Echo unter den Zeitgenossen finden könnte. So richtig und berechtigt manche seiner Gedanken sein mögen, so dürften die grundlegenden Schwierigkeiten, welche sich heute nicht nur der Geschichtswissenschaft, sondern überhaupt jeder Wissenschaft, als Folge der Spezialisierung, stellen, doch unterschätzt, deren Überwindung allzu elegant und leicht gedacht sein.

Prof. Walter von *Wartburg* (Basel) führt seine an verschiedenen Stellen niedergelegten Forschungen über die Entstehung der romanischen Völker, insbesondere des französischen, weiter in dem Aufsatz «Anfang und Bedeutung der germanischen Siedlung in Nordgallien im 5. und 6. Jahrhundert». Wie viel die Sprachwissenschaft zur Erkenntnis historischer Vorgänge beitragen kann, geht aus seinen, durch verschiedene Karten wertvoll bereicherten Ausführungen deutlich hervor. Andererseits kann der Historiker gewisse Vorbehalte gegen allzu rasch gezogene Schlüsse auf Volkszahlen und Siedlungsdichte nicht unterdrücken: Ist doch immer an die Möglichkeit zu denken, daß für sprachliche Gestaltung eine dünne Herrenschaft, welche sich über andersartige Bevölkerung legte, maßgebend sein könnte.

Der Berner Rechtshistoriker *Rennefahrt* schildert auf Grund verschiedener Urkunden das Verhältnis König Wenzels zur Reichsstadt Bern und deren Befreiung von der Königsgerichtsbarkeit, ein wesentliches Moment im Heranwachsen Berns zur Souveränität.

E. Walder (Bern) wagt sich an das große Thema Machiavelli und untersucht besonders dessen Begriff der virtü mit Bezug auf die Schweizer, ein hübscher Beitrag zur Jahr für Jahr anschwellenden Literatur über Machiavelli.

Schließlich zeichnet H. A. *Hartmann* (Zürich) als ausgezeichnete Kenner der portugiesischen Geschichte das Bild der auch heute noch stark umstrittenen Persönlichkeit des Marquis von Pombal, vorsichtig die Größe gegen die Fehler und Schwächen dieses Vertreters einer besonderen Spielart des aufgeklärten Despotismus abwägend.

In den Miscellen finden wir neben einer Auseinandersetzung über griechische Zahlzeichen in einer französischen Handschrift des 10. Jahrhunderts eine sehr aufschlußreiche, von *Biaudet* (Lausanne) publizierte Denkschrift über die politischen Flüchtlinge in der Schweiz, welche sich 1835 der nach einjährigem Unterbruch ins Ministerium des Äußern zurückgekehrte Duc de Broglie hatte ausarbeiten lassen. Weiter setzt Prof. Edgar *Bonjour* seine anregenden Quellenpublikationen zum Neuenburger Handel mit dem Abdruck von Äußerungen Metternichs, des Zaren Alexanders II., Cavours und des Papstes Pius IX., sowie seines Staatssekretärs Kardinal Antonelli fort.

Als sehr willkommenen Forschungsbericht steuert der Herausgeber der Schriftenreihe, Prof. Werner *Näf* (Bern) einen souveränen Überblick über die Forschungen zur Geschichte des deutschen Humanismus bei. Den inhaltsreichen Band beschließt M. *Gabathuler* mit einem Hinweis auf den Stand der Vadianforschung, die ja inzwischen mit dem Erscheinen des ersten Bandes der Vadianbiographie von Näf einen gewaltigen Schritt nach vorwärts getan hat.

Diese kurze Aufzählung der einzelnen Arbeiten mag den einen oder andern Leser dieser Zeilen veranlassen, den schönen, nicht nur für Fachleute bestimmten Band zur Lektüre vorzunehmen.

D. Schwarz.

Die italienische Einigung im schweizerischen Urteil

Zu den entscheidenden Ereignissen der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts gehört die Schaffung der deutschen und der italienischen Einheit. Im Verlaufe eines halben Jahrhunderts sind an den Grenzen unseres Landes zwei neue Staatsgebilde entstanden, die auf dem Nationalitätenprinzip aufgebaut, nicht nur in ihren Dimensionen, sondern auch ihrem Wesen nach vom schweizerischen Staate sehr verschieden waren. Für den Historiker ist es eine dankbare Aufgabe, der Stellungnahme der schweizerischen öffentlichen Meinung zu diesem politischen Geschehen nachzugehen, das einerseits als solches allgemein großes, selbstloses Interesse erweckte und dessen Einfluß auf die Lage der Eidgenossenschaft dem Volke bewußt war. Hauptquelle für die Betrachtungen war die Schweizer Presse. Ergänzend wird indessen auch der in politischen Broschüren zum Ausdruck kommenden Urteile bekannter Persönlichkeiten und den Einzelbetrachtungen geistig bedeutender Schweizer Erwähnung getan¹⁾.

Die treffliche historische Untersuchung ergibt, daß die Beurteilung der Ereignisse in Italien stark vom parteipolitischen Standpunkte abhängig war. Daneben lassen sich aber auch gewisse Konstanten in der schweizerischen öffentlichen Meinung erkennen. So waren die Ansichten über die Art der Verwirklichung der Unabhängigkeit des neuen Italien recht verschieden, aber alle Schweizer gönnten den Italienern die Freiheit. Allgemein fand die Entwicklung unseres südlichen Nachbarlandes zum Nationalstaat, in welchem liberale Grundsätze Wirklichkeit wurden, mehr Sympathien als die Einigung Deutschlands unter der Vorherrschaft der konservativen Militärmacht Preußen. Der weitaus größte Teil des Schweizer Volkes hätte allerdings die Verwirklichung eines liberalen Bundesstaates in Italien begrüßt. Sahen die Radikalen im zentralistisch regierten Nationalstaat an sich keine Gefahr, so mußten nach dem Aufkommen von irredentistischen Bestrebungen, die auch den Tessin in den neuen Einheitsstaat einverleibt wünschten, alle Schweizer erkennen, daß das Nationalitätenprinzip Gefahren in sich barg.

Die persönliche Macht- und Prestigepolitik des diktatorisch regierenden Kaisers Napoleon III., welche eine Revision der Verträge von 1815 erstrebte, seine Protektortolle gegenüber Italien, begegneten unverhohlenem Mißtrauen. Dessen zweideutige, der Schweiz gegenüber unfreundliche Haltung in der Savoyer Frage rief allgemein stark Erregung hervor. Die Schweizer erkannten, welcher hohen Wert eine festgefügte europäische Rechtsordnung für die Eidgenossenschaft besaß und daß in einem der Willkür gehorchenden Europa die Existenzbedingungen des eigenen Landes bedroht waren.

Die Studie von M. Bauer ist daher nicht nur für den Freund der Geschichte lesenswert, sondern sie ist auch von einer hohen Aktualität.

Walter Bodmer.

Europa und Amerika

(Ein grundlegendes Amerikabuch aus schwedischer Hand.)

Die Beschäftigung mit dem Problem-Komplex Amerika wird nachgerade zur dringenden Aufgabe aller geistig und politisch Interessierten. Wir können uns glücklich schätzen, daß in letzter Zeit zwei in deutscher Übersetzung erschienene Bücher, das eine aus der Feder des bekannten amerikanischen Publizisten *Walter Lippmann*, das andere als Gemeinschaftsarbeit des schwedischen Ehepaars *Myrdal* (Alva Myrdal ist Sozialpädagogin, Gunnar Myrdal ist Volkswirtschaftler und Soziologe — beide sind Gelehrte von internationalem Rufe) in der Schweiz erhältlich geworden sind²⁾.

Die beiden Arbeiten behandeln zum Teil dasselbe Thema. Obwohl das Buch der Schweden vorwiegend auf die innerpolitischen Verhältnisse der Vereinigten Staa-

¹⁾ Bauer, Marianne: Die italienische Einigung im Spiegel der schweizerischen Öffentlichkeit 1859—61. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944.

²⁾ A. u. G. Myrdal: Kontakt mit Amerika. Bermann-Fischer, Stockholm 1944. Betr. Lippmann siehe die Besprechung von Prof. Ad. Keller, Aprilheft 1945, S. 34—39.

ten eingeht, bietet es am Ende eine ergänzende außenpolitische Schau, während das amerikanische Werk ausschließlich zur außenpolitischen Problematik Amerikas Stellung nimmt.

In der geistigen und ethischen Haltung stimmen die drei Autoren weitgehend miteinander überein. Die Vorstellung von der abendländischen, beide Ufer des Atlantik umfassenden (daher «atlantischen») Kulturgemeinschaft ist für den Amerikaner und die beiden Europäer selbstverständliche Voraussetzung ihrer weiteren Ausführungen.

«Die Nationen der neuen Welt stehen . . . immer noch mit genau denselben Nationen der alten Welt in lebenswichtiger Beziehung, von denen sie ursprünglich abstammen. Die Kolonisierung der neuen Welt nach 1492 war eine Bewegung von Ost nach West . . . Die ursprünglichen geographischen und historischen Verbindungen über den Atlantik sind bestehen geblieben. Der atlantische Ozean ist nicht die Grenze zwischen Europa und Amerika. Es ist das Binnenmeer inmitten einer Gemeinschaft von Nationen, die durch ihre geographische Lage, ihre Geschichte und ureigensten Lebensinteressen miteinander verbunden sind.»

Es ist ein Vorzug des ganz ausgezeichneten (leider unsorgfältig gedruckten) *Werkes der Myrdal*, daß die Verfasser — was bei Kontinentaleuropäern nicht immer der Fall ist — in universellen ökonomischen und soziologischen Kategorien zu denken vermögen, und daher ihrem amerikanischen Partner in der Größe und Weite der historischen Konzeption durchaus ebenbürtig sind.

Obwohl sie ein Amerikabild von der amerikanisch-politischen Ideologie und vom pragmatischen Ethos des Amerikaners her aufbauen, indem sie die Hauptprobleme der Innenpolitik: Wahlen, öffentliche Erziehung, politische Führung, Sozialpolitik, dann aber auch Korruption, Gangstertum, Neger- und Rassenfragen behandeln, gelangen sie schließlich doch zum gleichen Ziel wie Lippmann — zum Problem der weißen und farbigen Völker, das sie als *das* Problem der Gegenwart und Zukunft betrachten.

Gunnar Myrdal hat sich über ein Jahrzehnt im Auftrage amerikanischer Behörden mit dem Negerproblem in den Vereinigten Staaten befaßt. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Erfahrungen sind zerstreut in diesem Buche zu finden, da man ja immer wieder auf die Neger- und Rassenfrage stößt. Zur Außenpolitik übergehend, zeigen uns die beiden Schweden, wie Amerika, Schritt für Schritt die isolationistische Illusion von sich abstreifend, schließlich das Welttheater betritt — Amerika, das schon immer eine Welt im Kleinen und nie eine Nation im europäischen Sinne war. Das Buch endigt in einem Bekenntnis, das nicht als Prophezeiung zu werten, sondern bloß als Ausdruck persönlicher Überzeugung anzusehen ist, daß Amerika berufen und fähig sei, die *Mission einer Weltmacht* zu erfüllen.

Die Myrdal verschweigen auch ihre Besorgnis nicht. So betonen sie, «daß eine internationale ökonomische Ordnung nach dem Kriege gründliche Reformen in Amerikas innerer Politik voraussetzt, und daß sonst die ganze Aufbauarbeit mißglücken kann».

Zur Frage der zukünftigen Weltordnung berichten sie: «Die Amerikaner sind der Meinung, daß man eine zukünftige sichere Weltordnung ohne Einfügung Rußlands in die internationale Zusammenarbeit unter gemeinschaftlicher Verantwortung nicht aufbauen kann. Man muß Rußland Vertrauen schenken . . . Die große Chance der Menschheit ist gegenwärtig, fahren die Amerikaner fort, daß die Vernichtung des Nationalsozialismus und die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den großen Demokratien Sowjetrußland von der Furcht befreien und ihm erlauben wird, seine demokratischen Ideale zu verwirklichen (die es besitze, wenn auch bisher nicht in der Praxis)» . . .

«Rußland fesselte die Phantasie der Amerikaner. Auf gleiche Weise wie China und Indien gewinnt Rußland in Amerika ein mystisches Prestige der Möglichkeiten. Von Rußland können die Amerikaner etwas erhoffen (Rußland hat ebenso gute Gründe, mit einer größeren Zukunft als Vergangenheit zu rechnen wie Amerika . . .), während sie bedrückt sind, wenn sie an Europa denken, an das zersplitterte, hoffnungslose, sich selbst zerstörende Europa».

Die politisch-ökonomisch-anthropologischen Probleme der Zukunft präsentieren uns die Myrdal vom Standpunkt eigener wissenschaftlicher Verantwortung wie folgt: «Es ist auch mit Bestimmtheit vor auszusehen, daß unter den farbigen Völkern die

Entwicklung der Industrie rasch vor sich gehen wird. Das gehört zum politischen Programm in China und in Indien und ebenso in Amerika... Die Industrialisierung bei einem zurückgebliebenen Volk verläuft (wie Japan der Welt zeigt) sehr viel rascher, weil es Maschinen importieren, Methoden übernehmen kann und nicht alles selbst zu erfinden braucht. Rußland hat das gleiche... bewiesen.»

Die Macht der farbigen Völker wird wachsen. «Sollten die Weißen versuchen, ihre Herrschaft gewaltsam aufrecht zu erhalten, würden sie nahezu mit mathematischer Gewißheit Mißerfolg haben... Dies wäre um so sicherer, da sich ja die Russen nicht auf die Seite der Weißen stellen würden. Man muß also Formen zu finden suchen, unter denen die weißen und farbigen Völker friedlich zusammenleben können... die billigste Bedingung für die weißen Völker bei der Lösung dieser Frage ist die völlige Gleichstellung der farbigen Völker.

In dieser schicksalsschweren Epoche der Weltgeschichte tritt Amerika auf den Plan, spricht die entscheidenden Stichworte und führt die Handlung des Dramas weiter... Die weiße Mehrheit der Amerikaner beginnt allmählich zu begreifen, welche goldene Chance ihre schwarzen Landsleute für die neue amerikanische Außenpolitik unter den farbigen Völkern bedeuten.

Amerika ist, seiner Bevölkerung nach, in der Tat eine Menschheit en miniature. Darauf beruht die Hoffnung der Welt, wenn nun Amerika die Führung übernimmt... Daß die Idee des Schmelztiegels in der eigenen Geschichte Amerikas verwirklicht werden konnte, ist die praktische Folge der menschlichen Ideale Amerikas.

Im Licht der modernen Forschung enthüllen sich alle Geschlechts-, Klassen- und Rassenvorurteile als einfache Irrtümer. Der Mensch tritt hervor... Die neuen Erkenntnisse führen uns auch zu dem alten weisen Bibelwort zurück, daß wir alle eines Blutes sind und einen Vater haben... In dieser Forschung führt Amerika. Dort wirken die neue Wissenschaft und die neue Weltpolitik zusammen!»

Nachdem der Krieg die Zusammengehörigkeit der Welt mit geradezu unheimlicher Wucht jedem zum Bewußtsein gebracht hat, bedürfen wir zur Lösung der Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben einer *besseren Weltkenntnis* als wir sie bisher besessen haben.

Zur Erweiterung unseres Horizontes wird das hier angezeigte Werk unschätzbare Dienste leisten, da es von kompetenten und in hohem Maße qualifizierten Autoren stammt, für die eine Aufklärung ihrer Zeitgenossen nicht nur eine dialektische Aufgabe, sondern auch ein politisch-ethisches Anliegen ist.

Max Silberschmidt.

Englische und amerikanische Außenpolitik

Unabhängig von einander haben zwei Berufsdiplomaten in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien ihre Gedanken über die auswärtigen Ämter ihrer Länder niedergelegt. Beide gehen von der bitteren Erkenntnis aus, daß die Diplomatie der Demokratien dieses Jahrhunderts zwei Mal völligen Schiffbruch erlitt und daß deshalb grundlegende Änderungen notwendig sind. Beide stützen sich auf jahrzehntelange Erfahrung, die sie als Mitglieder des «Foreign Office» in London und des «State Department» in Washington — sowie auf Auslandsposten — gesammelt haben. Beide leben im Ruhestand; ihre sogenannte Ruhe jedoch füllen sie mit der bange Frage nach den Ursachen der beiden Weltkriege, die zu verhindern keine Diplomatie im Stande war. Das Ergebnis sind die beiden vorliegenden Bücher von Gibson, in Europa, vor allem in Genf, bestens bekannt, und von Wellesley, langjährigem stellvertretenden Unterstaatssekretär im britischen Außenamt. Wellesleys Buch ist gewichtiger, ist voller interessanter Fragestellungen — ist aber zugleich nicht selten verworren, ja voller Widersprüche und zieht nur selten wirklich schlüssige Forderungen. Gibsons Buch liest sich besser, ist immer lebhaft, oft sogar brilliant¹⁾.

Beide Berufsdiplomaten machen in diesen Büchern eingehende Vorschläge für eine Neuordnung der beiden Außenämter, denen sie so lange dienten: sie fordern eine Art Generalstab für Außenpolitik, in dem echte Zusammenarbeit politischer,

¹⁾ Hugh Gibson: *The Road To Foreign Policy. A New Approach to our Future Problems.* Doubleday, Doran. New York.

Victor Wellesley: *Diplomacy in Fetters.* Hutchinson. London.

wirtschaftlicher und kultureller Kräfte garantiert wird. Wellesley führt als Beispiel mangelnder Zusammenarbeit an, daß die Londoner City den Japanern für Flottenbau einen Kredit von 25 Millionen Pfund in dem Augenblick gab, in dem sich die britische Regierung entschloß, 20 Millionen Pfund des englischen Steuerzahlers zum Bau der Festung von Singapore auszuwerfen (Seite 92). Wie diese Zusammenarbeit der verschiedensten Regierungs- und Privatstellen am besten gesichert wird, kann nur innerhalb der Außenämter selbst entschieden werden. Die Tatsache jedoch, daß Gibson und Wellesley mit ihrer großen Sach- und Personenkenntnis einen Plan hierfür vorgelegt haben, muß von großer praktischer Bedeutung sein und wird sowohl den Ausschuß unter Steyne, der sich im «State Department» um bessere Organisation bemüht, als auch das «Foreign Office» beeinflussen.

Besonders bemerkenswert sind die Urteile, die von beiden Autoren, im Verlauf ihrer Darstellung, über alte Fehler gefällt werden. Gibson ist der Meinung, daß England noch immer dem Gleichgewicht der Kräfte in Europa nachstrebe — «plötzlich, mitten im Kriege, bemerken wir Anzeichen einer Änderung. Deutschland verschwindet als die stärkste Macht und Rußland erscheint in dieser Rolle. Und dies nicht so sehr im Sinne eines militärischen Sieges über Deutschland, als vielmehr in der Gestalt einer Macht, die sich mit Gleichmut das Recht anmaßt, über das Verschwinden von Ländern zu entscheiden, deren Bestehen das Gleichgewicht der Kräfte sicherte.» In gewundener Form sagt Gibson, daß sich hier eine englisch-russische Spannung ergebe, die an Bedeutung gewinnen müsse. Wellesley andererseits wirft die klassische Lehre vom Gleichgewicht der Kräfte völlig: 1914, 1939, so sagt er, beide Male hat sich dies Gleichgewicht als trügerisch erwiesen und den Krieg nicht verhindert. Er spricht jedoch von Rußland fast gar nicht, während Gibson in aller Einzelheit das Anrecht der drei baltischen Staaten und Polens auf eigenes freies Leben dokumentarisch belegt.

Wellesley begnügt sich mit der Feststellung, daß sowohl die alte Politik des Gleichgewichts der Kräfte als auch der Völkerbundsgedanke der kollektiven Sicherheit Schiffbruch erlitt. «Wahrscheinlich wird man finden, daß die einzige Sicherung gegen einen Krieg in einer Art Verschmelzung souveräner Rechte besteht. Aber die Zeit dafür ist noch nicht gekommen» (S. 75). Dabei läßt er es bewenden, was wenig Wunder nimmt, wenn man bedenkt, daß er Kriege nicht als Menschenwerk, sondern als Naturereignisse betrachtet; daß er als Ziel der Diplomatie nicht deren Verhütung, sondern nur deren Verschiebung ansieht...! Gibsons Liste begangener Irrtümer erscheint mir fruchtbarer, besonders im Hinblick auf die möglichen Fehler der nicht so fernen Zukunft: «Wenn der Völkerbund fehlschlug oder, um gerechter zu sein, wenn die Mitgliedsstaaten den Bund nicht wirksam werden ließen, so können die Gründe dafür von aller Welt erkannt werden. Der Bund hatte grundlegende Fehler — es fehlte an wohlabgewogenen Vorkehrungen für die friedliche oder erzwungene Beilegung von Streitigkeiten; die Notwendigkeit einer friedlichen Revision von Vertragsbedingungen, die den Frieden bedrohen könnten, war nicht anerkannt; keine Friedenspolitik für Europa, den größten Gefahrenherd, war formuliert worden.» Wenn diese Liste richtig ist, wie steht es dann um das Werk von Dumbarton Oaks und San Franzisko?

Wellesley schlägt eine europäische Gemeinschaftspolitik vor und hier nähert er sich Gibson. Grenzen in Europa, so sagt er, müssen an Gewicht verlieren. Statt Deutschland aufzuspalten, möchte er dessen Industrie in das europäische Gesamtgebäude eingefügt sehen. Unausgesprochen liegt dieser Auffassung der Gedanke zugrunde, daß Großbritannien ein friedliches Europa sich selbst überlassen könne und sich im Kreise seiner lieben Gliedstaaten am wohlsten fühlen werde. Daß dies ein Trugschluß ist, sollte eigentlich der Krieg bewiesen haben — «sich selbst überlassen» erscheint ein allzu höfliches Wort für die Auslieferung Europas an die größte Militärmacht des Kontinents.

Beide Berufsdiplomaten haben wenig Verständnis für die öffentliche Meinung. Wellesley meint entwaffnend, daß die Kenntnislosigkeit der Masse, wenn in Bewegung gesetzt, die schlimmste aller Fesseln für eine wirksame Diplomatie darstelle. «Radiopropaganda muß sich streng an die Linie der Außenpolitik und an die Wahrheit halten und muß aus diesem Grunde der Überwachung des Auswärtigen Amtes unterstehen» (S. 182). Es wäre herzlos, hierzu etwas zu sagen. Bessere Unterrichtung der Öffentlichkeit über Fragen der Außenpolitik ist doch gewiß das einzige

Mittel, das einer Demokratie würdig ist. Größere Teilnahme der Öffentlichkeit, deren Instinkt sich meistens durchaus bewährt hat, selbst wo die Berufsdiplomaten fehlschlügen (oder fehlgingen), erscheint mir als die einzige Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

F. W. Pick.

Besatzungs-Recht

Ein Buch, das sich mit der Rheinlandbesetzung beschäftigt, erscheint heute von ganz besonderem Interesse. Im Jahre 1918 wurde ein Streifen deutschen Gebietes, etwa von der Größe Belgiens und mit einer Bevölkerung von etwa sieben Millionen Menschen, von den siegreichen Westmächten besetzt. Die dafür benötigten Truppen beliefen sich auf ungefähr hundertfünfzigtausend Mann. Dieses Mal, nach Beendigung des zweiten Weltkrieges im europäischen Abschnitt, sehen sich die siegreichen Mächte einer ungefähr zehn Mal so großen Aufgabe gegenüber. Umso ernsthafter haben sie die Ergebnisse und die Lehren der Rheinlandbesetzung untersucht. Kein Wunder denn, daß das vorliegende Buch von *Ernst Fraenkel* über «Militärische Besetzung und Ewiges Recht» (wie ich den Buchtitel sehr frei übersetzen möchte) bereits im Dezember 1943 als vertrauliche Denkschrift den Regierungsstellen der Vereinigten Staaten unterbreitet worden ist¹⁾.

Die Rheinlandbesetzung stützte sich auf einen besonderen Vertrag, das Rheinlandstatut, und die Tatsache, daß es eine deutsche Staatsgewalt außerhalb der besetzten Gebiete gab, stellte den Kern sehr vieler Probleme für Besetzte wie für Besetzende dar. Dieses Mal wird keinerlei Staatsstelle Deutschlands außerhalb der Besatzungsmächte bestehen bleiben. Dieses Mal gibt es kein «Statut», sondern nur «bedingungslose Unterwerfung». Damit entfallen, juristisch gesprochen, sehr viele der von Fraenkel angeführten Fälle. Was an rechtlichen Dingen damit scheinbar vereinfacht wird, erscheint im Politischen umso schwieriger und bürdet den politischen Stellen umso größere Lasten der Verantwortung auf. Umso mehr erscheint es notwendig, die allem Handeln der Besatzungsmächte zugrunde liegenden Gesetze zu erkennen. Und gerade auf diesem Gebiet ist bisher herzlich wenig geschehen. Staatsrechtler können kaum auf ein Gesetz hinweisen, das von Allen überall anerkannt würde. Ohne solche überall als gerecht empfundene und als Recht festgelegte Grundsätze kann jedoch kein neues Leben im verwüsteten Europa, ja kein Frieden auf dieser Welt erstehen.

Das vorliegende Buch behandelt im Einzelnen die Stellung der deutschen Beamten, die im besetzten Gebiet weiterzuarbeiten hatten. Beamte konnten nach Gutdünken der Besatzungsmacht entlassen werden, während nach deutschem Recht, das von wohlverworbenen Rechten spricht, Entlassung nur nach gerichtlicher Entscheidung möglich war. Es entstand demnach, so sagt Fraenkel, «ein gemischtes System von Recht und Rechtslosigkeit», gewiß ein schwerwiegender Vorwurf, der dieses Mal von vornherein vermieden werden muß — und Fraenkels Verdienst ist es gerade, derartige Schwierigkeiten in voller Klarheit, und zur rechten Zeit dargelegt zu haben. Der Verfasser ist ebenso freimütig in seinen Worten über die Behandlung Deutscher, die der Besatzungsmacht, im Widerspruch zum geltenden deutschen Recht, zu helfen versuchten. Selbst klare Rechtsverletzungen, die richterlich festgestellt worden, konnten von der Besatzungsmacht übersehen und entschuldigt werden. Seiner Ansicht nach lag ein Mißbrauch des Besatzungsrechtes vor, als Joseph Smeets freigesetzt wurde, obwohl er wegen Verleumdung Eberts zu Gefängnis verurteilt worden war. Diese offenen Worte gereichen dem Verfasser umso mehr zur Ehre, als er offensichtlich politisch keineswegs von Ebert eingenommen ist. Zugleich ist diese Schilderung ein schönes Zeichen der Unabhängigkeit, der sich alle Forschung in den angelsächsischen Ländern erfreut.

Alle Kritik Frankels stützt sich auf den Begriff des ewigen Rechtes, der *Rule of Law* — des Rechtsstaates, von dem Ihering sprach. Ohne diese Gesetze in Worte zu fassen, wendet er sie in einer Weise an, wie sie von jedem, der geistig in der Welt des Westens zu Hause ist, verstanden werden. Gleiches Recht allerorten —

¹⁾ Military Occupation and the Rule of Law. Occupational Government in the Rhineland, 1918—1923. Als zweiter Band der Studien des New Yorker «Institut of World Affairs» erschienen, verlegt von dem New Yorker Haus der Oxford University Press.

gleiche Rechtsmaßstäbe, zum Beispiel im Fall krimineller Vergehen, ungeachtet der Nationalität, stellt die Richtschnur seines Denkens dar. In der Demokratie beruht alles Recht auf der breiten Zustimmung, die von der Bevölkerung dem Gesetz gegenüber ausgesprochen wird. In der Besatzungszeit ändert sich dies für uns nur scheinbar, höchstens zeitweilig. «Fördert die Besatzungsmacht den Prozeß der Wiederauflebung selbständiger Gruppen, indem sie die örtliche Staatsmaschine daran hindert, nach Mutwillen mit der Freiheit des Bürgers zu spielen, und indem sie allen denen Schutz gewährt, die sich bemühen, die Erbschaft der Hitler-Diktatur auszumerzen, dann kann sich die Besatzung zum Guten sowohl des Siegers als des Besiegten auswirken.»

Erscheinen diese Schlußworte vielleicht allzu hoffnungsfroh, so erklären sie sich doch aus der schon aufgezeigten Grundhaltung, nämlich des lebensbejahenden Glaubens an ewiges Recht und Gleichheit vor dem Gesetz. *F. W. Pick.*

Jenseits des Ural

Das Buch «Jenseits des Ural» des amerikanischen Schriftstellers und Arbeiters John Scott, der aus großer Begeisterung für Rußland fünf Jahre in Magnitogorsk mitgearbeitet und mitgelitten hat, gehört zu denen, die man wirklich empfehlen kann¹⁾. Natürlich ist der Untertitel des Werkes irreführend, denn die wirklichen Kraftquellen der Sowjetunion zeigt er schon deswegen nicht, weil er auf einem viel zu begrenzten Raume gearbeitet hat. Magnitogorsk ist zu wenig bedeutend, um einen Maßstab für Rußlands Kraft zu geben. Was aber viel wichtiger und wohl am wertvollsten ist, ist die Tatsache, daß der Verfasser ein realistisches Bild vom Leben des arbeitenden Menschen und vom harten, unerbittlichen Kampfe Rußlands gibt. Er zeigt mit aller Klarheit und zudem in interessanter Weise, wie wenig Sozialismus es in Rußland gibt, wie illusionslos das Leben dort ist. Die Lektüre des Buches wird allen denen gut tun, die ihre verwässerte und romantische Vorstellung ihrer Wunschträume nach Rußland hineinprojizieren. Wie wenig ein Menschenleben im «Arbeiterstaate» gilt, mag der Leser ansehen, wenn er die Verhältnisse bei der Winterarbeit am Hochofenbau im dritten Kapitel liest, die ruhig und realistisch geschildert sind. Wer dabei noch etwas von Sozialismus findet, der hat sicher kein Herz. Besonders zu empfehlen ist dieses Buch allen denen, die glauben, Rußland werde demokratisch regiert, ihnen allen mögen die letzten Sätze des Buches gewidmet sein, in denen Scott zusammenfaßt, was er erlebt hat:

«In den letzten zehn Jahren hat das russische Volk Blut, Schweiß und Tränen vergossen, um etwas ganz Neues, ein modernes großes Industriegebiet außerhalb der Reichweite eines Angreifers — Stalins Uralfestung — und eine moderne, mechanisierte Armee zu errichten. Während dieser Prozeß vor sich ging, wurden Millionen Russen, Ukrainer, Tataren und Juden geschickte Techniker und tüchtige Soldaten. In einem schmerzhaften, teuren Prozesse lernten die Menschen wirksam zu arbeiten, Befehlen zu gehorchen, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen und wenn es notwendig war, ohne *Klagen zu schweigen* und zu *leiden*. Das ist, was notwendig ist, wenn man in einem modernen Kriege siegen will.»

Wie man sieht, ist hier wenig von jener «Romantik Rußland», deren sich heute die Propaganda bedient. Das Buch gibt einen wahren Ausschnitt aus dem russischen Leben, der zu denken gibt, besonders wenn man dabei weiß, daß darin eine Stelle Rußlands geschildert wird, auf die alle Kraft sich konzentrierte. Es wird dann sehr leicht, sich ein Bild etwa von den Gegenden zu machen, die nicht in der gleichen glücklichen Lage waren, wie das vielbesungene und umsorgte Magnitogorsk. Welch ein Lärm würde wohl in der Schweiz entstehen, wenn man hier bei einem Milliardenbau den verwundeten Arbeiter, bei sibirischen Temperaturen, in eine ungeheizte Baracke legen würde? So etwas wäre doch für die Sensationspresse, die in Rußland ein Paradies sieht, ein wirklich «gefundenes Fressen», wenn sich Kapitalisten zu solch herzlosen Methoden der «sozialen Maßnahmen» versteigen würden. Gerade in diesem Buche sieht man wieder so recht, was Propaganda und Wirklichkeit bedeuten.

Ernst Jucker.

¹⁾ Scott, John: Jenseits des Ural. Die Kraftquellen der Sowjetunion. Bermann-Fischer, Stockholm 1944.

62 Bundesräte

Im Jahre 1902 veröffentlichte Dr. Fr. Volmar ein 112 Seiten umfassendes Buch «Die Bundesräte der Schweizerischen Eidgenossenschaft», um dem Schweizervolk die Männer, die seit Gründung des neuen Schweizerbundes dessen Geschicke leiteten, in Wort und Bild vor Augen zu führen. Die letzte seiner biographischen Skizzen befaßte sich mit Ludwig Forrer. Zweiundvierzig Jahre später ist im Verlage für *Wissenschaft, Technik und Industrie A. G.* in Basel ein Buch mit 353 Seiten «*Unsere Bundesräte seit 1848 in Wort und Bild*», eine Sammlung biographischer Essays über die 62 Bundesräte mit einleitendem Überblick über die Schweizerische Geschichte seit 1848 erschienen, verfaßt von dem Dichter und Schriftsteller Dr. *Eugen Teucher*, mit dem Ziel, «diesen Männern menschlich gerecht zu werden und sie auch dem Volk, aus dem sie hervorgegangen sind, menschlich nahe zu bringen». Dieser Satz ist dem Geleitwort von Bundesrat Etter entnommen, der dem Verfasser im Namen der Verstorbenen für die Befreiung aus der Haft der Vergessenheit dankt.

Die Lebensabrisse der 62 Bundesräte, von denen ich 36 persönlich gekannt habe bzw. kenne, sind schon in ihrem räumlichen Umfange recht verschieden gestaltet; am besten bedacht wird Motta, dem die besondere Liebe des Verfassers gilt, mit 11 Seiten. Am Ende steht Musy mit 2 Seiten, über dessen Rücktritt sich der Verfasser nicht äußern möchte, «da diese peinlichen Vorfälle zu bestritten, zu nahe und für eine objektive Darstellung noch nicht reif sind». Stämpfli sind 10, Furrer 9, Dubs, Welti, Droz, Ruchonnet und Hoffmann je 8, Ruchet nur 2, Ruffy Vater und Sohn, Lachenal, Müller, Comtesse, Schobinger, Perrier, Baumann und Celio je 3 Seiten gewidmet usw.

Der Verfasser nennt als erstes sich selbst auferlegtes Gebot die Ausschaltung jeder parteipolitischen Blickrichtung. Eine Beifügung des wissenschaftlichen Apparates erschien ihm nicht notwendig. Das Fehlen von Quellenangaben schließt aber die Möglichkeit der Nachprüfung seiner tatsächlichen Angaben aus. Nur für die Biographie Mottas nennt er die Quellen, die Werke von Mestral und Salis. Die kürzeren Essays geben fast nur die Daten des äußeren Lebenslaufes der behandelten Personen, Geburtstag, Abstammung, Bildungsgang, Erlangung politischer Ämter, Wahl in den Bundesrat, Zuteilung von Departementen, Bundespräsidium, Todestag. Einige werden durch glücklich gewählte Anekdoten belebt (Forrer, Häberlin). Der Biograph erlaubt sich nur selten ein kritisches Urteil. Er befolgt lieber die Methode des Philosophen Chilon «de mortuis nil nisi bene». Gelegentlich erinnert seine Darstellung an den Ton von Nekrologen, die bei oder unmittelbar nach der Bestattung eines Verstorbenen gehalten werden und nur Schönes und Gutes über ihn aussagen. Damit im Zusammenhang steht die nach meiner Auffassung zu reichliche Verwendung von Superlativen und das Bestreben, die dargestellten Männer als Schöpfer aller derjenigen Werke zu erklären, die zum Amtsbereich der von ihnen verwalteten Departemente gehörten. Manchmal scheint er Reden für Taten zu nehmen.

Recht bemerkenswert sind die zusammenfassenden, manchmal fast formelhaften, zugespitzten Werturteile. So heißt es von *Jonas Furrer*: «Bei der Wiedergeburt unserer Heimat zum schweizerischen Bundesstaat stand ein Staatslenker, dessen schlichte Größe keiner bis vielleicht zu Giuseppe Motta wieder erreicht hat» — von *Druey*, «daß er in seiner hohen geistigen Bedeutung und weltweiten Gesinnung neben Jonas Furrer wohl die überragendste Persönlichkeit in dem Siebnerkollegium war. Er war ein weiser Mensch». Von *Munzinger*: «Die Politik war seine einzige Leidenschaft. Von allen Angehörigen des ersten Bundesrates ist er der menschlich uninteressanteste und außerhalb des politischen Rayons kaum eine anziehende Persönlichkeit gewesen». Von *Franscini*: «Die tessinische Verfassung von 1830, überhaupt die erste liberale Verfassung der dreißiger Jahre, war sein Werk». Von *Naeff*: «Es ist jammerschade, daß er nicht merkte, daß seine Zeit im Bundesrate abgelaufen sei, sondern volle 27 Jahre an seiner Stelle verharrte.» — Von *Stämpfli*, den der Historiker Bonjour den originellsten und talentvollsten Staatsmann der Berner Radikalen nennt, an dem aber Gagliardi «eigentlich überhaupt nichts Gutes zu erzählen findet, dafür aber umso mehr Ungutes, daß er eben der Abgott für die einen, für die andern die Geißel war». — *Fornerod* hält der Verfasser für den begabtesten aller Bundesräte. *Knüsel* ist ihm ein Beispiel dafür, wie konstant sich unsere oberste Lan-

desbehörde selbst im Sinne der Bewahrung der Mittelmäßigkeit erhalte. *Pioda* ist ihm einer der feinsten Köpfe, die im Bundesrat je vertreten waren. Bei *Dubs*, der nach elfjähriger Amtszeit ziemlich ruhmlos in der Versenkung verschwunden sei, wird die geheime und quälende Rivalität mit *Welti* erwähnt. «Ein heißerer Rivalenkampf ist in der Geschichte des Bundesrates wohl nie ausgefochten worden, ein Kampf à outrance zwischen zwei mächtigen und machtwollenden Persönlichkeiten, wenn dies auch in der üblichen Schweizergeschichte verschwiegen und vertuscht wird.» — *Welti* bezeichnet der Verfasser als eine der mächtigsten Persönlichkeiten, die je im Bundesrate gesessen haben, glänzend begabt, mit tiefer klassischer Bildung, mit erstaunlicher Arbeitskraft ausgestattet. Er habe auch einen Willen zur Macht besessen, der ihn bis zur tyrannischen Beherrschung seiner Umgebung und zu autokratischen Anwandlungen habe führen können. Von dem scharfen Konflikt zwischen *Welti* und General Herzog, von dem W. Schoop in der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung» im Jahre 1942 an Hand von Akten berichtet, wird nichts gesagt. Über *Hertenstein* zitiert das Buch den Satz: «Kein weltgewandter, verschlagener Diplomat, kein himmelstürmender Politiker, sondern ein besonnener, ruhiger Mann». — *Ruchonnet* ist ihm neben Benjamin Constant und Alexandre Vinet einer der genialsten Waadtländer. «In der Ehrenhalle der Schweizer des 19. Jahrhunderts verdient er einen der ersten Plätze neben Gottfried Keller, Hodler, Dufour, Dunant.» (Obwohl er in der Landesausstellung 1939 vergessen wurde.) Von *Emil Frey* wird gesagt: «Wenn man unter einem schicksalsreichen Leben auffallende und aufregende äußere Ereignisse versteht, so hat er zweifellos vor allen seinen 61 Amtsgenossen das schicksalsreichste erlebt.» — Über *Forrer* bemerkt der Verfasser, er habe sich in allen Schichten des Schweizervolkes einer märchenhaften Popularität erfreut, die noch nicht wie heute mit der millionenfachen Verbreitung von Portraitbildnissen der Staatsmänner eigentlich eher künstlich gezüchtet werde, sondern die aus einem lebendigen und warmherzigen Kontakt mit allen Schichten der Bevölkerung entstanden war. — *Schultheß* bezeichnet der Verfasser als den größten Volkswirtschaftsminister der Schweiz, einen Politiker, der noch soviel von der guten alten freien Wirtschaft in die trübe neue Zeit hinübergerettet habe. Er erwähnt die Worte, die Schultheß als Bundespräsident in der Sitzung der Bundesversammlung am 19. Juni 1917 zum Falle Hoffmann äußerte, die für die Wissenden allerdings nicht im Einklang standen mit seiner persönlichen Stellungnahme zum zurückgetretenen Kollegen. — Zur vollständigeren Charakterisierung *Adors*, der als 72jähriger eine kurze Gastrolle im Bundesrate spielte und der für den Verfasser der Größte unter den drei Genfer Bundesräten ist, hätte noch gesagt werden sollen, daß er vor die Wahl gestellt, auf den Orden der französischen Ehrenlegion oder auf das Nationalratsmandat zu verzichten, sich für die Beibehaltung des Ordens entschied, und daß er hinter der Intrige stand, durch die, wie im Essay über *Forrer* erklärt wird, dieser regelrecht aus der obersten Landesbehörde hinausgedrückt wurde. Das Erforderliche darüber kann in den nachgelassenen Notizen *Forrers*, im Jahrgang VI der «Monatshefte» auf Seite 441 nachgelesen werden. Übrigens hätten für den gleichen Zusammenhang auch die dort im Jahrgang I, Seite 337 veröffentlichten Aufzeichnungen *Müllers* eine Erwähnung verdient.

Über *Motta* erklärt der Verfasser einleitend: «die Auswirkung der einzigartigen staatsmännischen Laufbahn und der unendlich segensreichen Auswirkung dieses größten Staatsmannes der Schweiz war für unser Land so groß, daß unmittelbar nach seinem Tod zwei umfangreiche und bedeutende Bücher über ihn erschienen sind». . . «In der welschen Schweiz ist die Formel ‚le président Motta‘ zu einem Zauberwort geworden, das viel eidgenössische Liebe und Brudersinn dem Herzen der Menschen zu entlocken vermag. Die Gestalt des großen Verewigten genießt in den welschen Landen eine Verehrung, wie sie kaum einem General Dufour zuteil geworden war. Alles was Eidgenössisch ist, was den Kleinstaat Schweiz groß und leuchtend beispielhaft macht, ist darin enthalten.» . . . «Zu den letzten erstrangigen und entscheidenden Tatsachen, die der schweizerische Außenminister vollbracht hat, gehörte die Erklärung der Rückkehr der Schweiz zur umfassenden, integralen Neutralität.» Diese schwärmerische Verehrung für Bundesrat *Motta* als Staatsmann, dessen gute menschliche und bürgerliche Eigenschaften von niemand bestritten werden, kann ich nicht teilen. Ich halte sie vielmehr für unrichtig und geeignet, das Bild der wirklichen Vorgänge aus der Zeit der Mitgliedschaft *Mottas* im Bundesrat

zu verfälschen. Es ist hier aber nicht der Ort, dies näher zu begründen. Recht interessant ist übrigens die Mitteilung, daß Motta 1908 bei der Wahl in den Nationalrat nur mit sechs Stimmen über seinen radikalen Rivalen Maggini siegte, wozu sein Biograph Salis bemerkt, man könne es füglich bezweifeln, daß er 1911 zum Bundesrate gewählt worden wäre, wenn er damals nicht diese schicksalshaften sechs Stimmen erhalten hätte.

Von *Obrecht* wird das tapfere Wort in der Basler Volksversammlung erwähnt und bemerkt: «Er war mit einem Schlage der populärste Mann nicht nur im Bundesrate, sondern im ganzen Schweizervolke».

Von der Wiedergabe von Urteilen des Verfassers über noch lebende Bundesräte möchte ich absehen und mir nur die Bemerkung erlauben, daß die Worte Bundesrat Steigers, der Bundesrat mache vom Notrecht nur im Falle der wirklichen Not Gebrauch, durch die Wiederholung nicht an Wahrheitsgehalt gewinnt.

Ich würde gerne diesen charakterisierenden Äußerungen auch allgemein interessierende Angaben des Buches über persönliche Erlebnisse und persönliche Handlungen der geschilderten Staatsmänner anfügen, wie daß *Franscini* in der Jugend Vieh gehütet, *Furrer* für die Berufung von David Friedrich Strauß gestimmt, daß ein Berner Bundesrat unglücklicherweise auf der Jagd seine Frau erschossen, daß *Droz* als Graveurlehrling begonnen, daß *Ruchonnet* am eidgenössischen Turnfest 1855 den ersten Preis im Degen- und Säbelfechten davongetragen habe usw.

Ebenso verdiente das Verhalten von Bundesratsmitgliedern in den Fragen der Unterstützung des Königs Albert von Sardinien durch ein schweizerisches Hilfskorps, des Baues von Eisenbahnen, der Gotthardbahn, der Errichtung des Polytechnikums, der Besetzung von Savoyen, des sog. Kulturkampfes, der Revision der Bundesverfassung, der Loslösung Neuenburgs aus dem Verbandsverbande Preußens, des Asylrechtes usw. einer näheren Erwähnung. Aber das würde den Rahmen einer bloßen Besprechung sprengen.

Der Vollständigkeit halber seien noch zwei kleinere Unrichtigkeiten angemerkt. Zunächst die, an anderen Stellen selbst berichtigte Behauptung, Hoffmann habe die Betrauung des nämlichen Mitgliedes mit dem Departement des Äußeren während mehrerer Jahre eingeführt, denn das «System Droz» hat schon im letzten Jahrhundert einmal gegolten. Sodann die Angabe, nach früherer Gesetzgebung haben nur Mitglieder des Nationalrates gewählt werden können. Tatsächlich wurden längere Zeit die Bundesräte bei Ablauf der Amtsdauer in den Nationalrat gewählt, um nach der Bestätigung als Bundesräte sofort wieder aus dem Parlament auszuschcheiden. Das waren die sog. Komplimentswahlen, auf die seit Dezennien verzichtet wird.

Hoffentlich findet das schöne Buch viele Leser, namentlich unter den jüngeren Stimmberechtigten, denen es trotz der verfehlten, leicht zu korrigierenden Beurteilung der politischen Tätigkeit Mottas Belehrung und Erbauung bieten wird, denn die sonst noch hervorgehobenen Mängel sind größtenteils durch die Essaysform der Lebensabrisse und die subjektive Einstellung des Verfassers bedingt.

Als bemerkenswert seien noch die Tatsachen hervorgehoben, daß die Mehrzahl der 62 Bundesräte aus engen bürgerlichen, zum Teil sogar dürftigen Verhältnissen entsprossen ist, und daß, abgesehen von dem vor einigen Jahren gewählten Bundesrat von Steiger, die Städte Zürich und Bern im Bundesrate noch nie vertreten waren, denn auch Bundesrat Meyer stammt aus einer Bauerngemeinde, Fällanden, und hat erst 1912 das Bürgerrecht der Stadt Zürich erworben.

Dem Wunsche des Verfassers, es möchte so bald wie möglich das Vollmachtenregime abgebaut und die durch den Krieg bedingte Unfreiheit demobilisiert werden und es möchten die Bundesräte in Zukunft ohne Hilfe von parteipolitischen Kuhländeln unter den Tüchtigsten gefunden werden, schließe ich mich vorbehaltlos an.

Eugen Curti.

Literatur

Kleine Schriften Goethes

In der Sammlung «*Der Leuchter*» sucht der Verlag *Francke* in Bern die großen Geister der deutschen Kultur des 18. und 19. Jahrhunderts durch ihre kleineren, scheinbar zufällig entstandenen und oft schwer zugänglichen Schriften zu Worte

kommen zu lassen. In behutsamer Art hat Max Moser auf verhältnismäßig kleinem Raum eine Fülle solcher Köstlichkeiten aus Goethes Schaffen zusammengetragen, die besonders in diesen Zeiten des Kulturzerfalls tröstlich und beglückend wirken¹⁾. Goethe erscheint uns hier wieder einmal mehr als jener Exponent wahrer deutscher und europäischer Kultur, welche ein Großteil der heutigen deutschen Generation von sich geworfen hat, als ein weiser Betreuer der großen kulturellen Tradition, die für ihn und für jeden Kulturbewußten im Griechentum ihren Ursprung hat und seither allen östlichen und westlichen Geist in sich aufzunehmen vermochte.

Die großen Themen des goethesischen Schaffens und Denkens sind auch hier trefflich angeschlagen: Das Wesen der Kunst, des Schöpferischen, und des guten handwerklichen Könnens, das jede künstlerische Begabung als notwendiges Korrelat zu begleiten hat, und die Natur, wie sie dem Weisen von Weimar in seinem langen Leben unter mannigfaltigen Aspekten erschienen ist. Stellen, die heute antiquiert erscheinen würden — auch Goethe hat solche — sind tunlichst gemieden, oder dann sind sie mit so viel Echem gemischt oder in so bewegte und wahrhaft dichterische Worte gefaßt, daß wir sie mit Lust genießen, wie etwa jene von den Deutschen so lange gehätschelten Aufsätze, die dem Stürmer und Dränger beim Anblick des Straßburger Münsters in die Feder flossen und wo er dem Genie Erwins von Steinbach allzu viel von seinem persönlichen Geniekult einhaucht. Die Gotik als urdeutsche Schöpfung anzusprechen, geht heute nicht mehr an, und doch: wer wollte die herrliche Betrachtung, die den künstlerischen Geist der Gotik spontan erfaßt, missen! Und wer wird nicht mit Begeisterung Dichtung und Geologie des Granits lesen? Und am Schluß gelingt es dem Herausgeber, durch die Verbindung eines jugendlichen Lobgesangs auf die Natur mit einer 1828 geschriebenen kritischen Betrachtung, die der Dichter auf sein eigenes Jugendwerk verfaßte, etwas von seiner unglaublichen Wandlungsfähigkeit erahnen zu lassen, wenn der alte Weise die von aristotelischer Philosophie getragene Idee der Polarität und der Steigerung in seinen jugendlichen Pantheismus hineinträgt.

Karl Fehr.

Büchners gesammelte Werke

Das seltsame, großartig und gefährlich aufflackernde und jäh wieder verlöschende Schaffen Georg Büchners wird von Carl Seelig in einer neuen Ausgabe vorgelegt²⁾. Der Band enthält die drei Dramen «Dantons Tod», «Leonce und Lena» und «Woyzeck», das Novellenfragment «Lenz», den «Hessischen Landboten» (wo der Herausgeber durch den Druck säuberlich die christlichen Zutaten des Pfarrers Weidig von Büchners Text gesondert hat), ferner die Abhandlung «Über die Schädelnerven der Fische» und, mit kurzem, aber sehr praktischem Kommentar, die Briefe, denen als Anhang einige Briefe Gutzkows an Büchner folgen. Es fehlen also einzig die Übertragungen der Dramen Victor Hugos, die kaum jemand vermissen wird. In einem Nachwort erzählt Seelig in frischer, höchst ansprechender, wenn auch vielleicht manchmal etwas zu vertraulicher Weise das «Lebensbild eines jungen Genies», dessen Gehalt sich ebenbürtig der großen Revolutionstragödie anschließt, weil der revolutionäre Geist der Dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts doch wohl nirgends in so reiner und kühner Flamme gebrannt hat wie hier.

Emil Staiger.

Die Stadt der Freiheit

Festlich gewandet, in der Farbe unseres von Sonne und Bise belebten Sees, liegt der zweite Band des als großartige Trilogie gedachten Werkes Robert Faesis vor uns³⁾. Wenn der erste Band, trotz Rundung und gültiger Vollendung, den letzten Satz mit einem Fragezeichen schließt, so erhebt sich der schon gesenkte Ton noch einmal zur erwartungsvollen Frage, die im zweiten Buch ihre Antwort findet. Der

¹⁾ Goethe: Wert des Biographischen. Über sich selbst. Aufsätze und Rezensionen. Francke, Bern 1944.

²⁾ Büchner, Georg: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Carl Seelig. Artemis-Verlag Zürich 1944.

³⁾ Faesi, Robert: Die Stadt der Freiheit. Atlantis-Verlag, Zürich 1944. Vergl. Besprechung «Die Stadt der Väter», Juniheft 1942, Seite 193/194.

Schluß dieses Buches ist Aufbruch, Auseinanderfallen, ist Spannung und Ungewißheit. Des Matrönchens bang-beschwörende Worte umfassen wohl die drei jungen Männer noch einmal, dann setzt das dreifach verschiedene Schicksal ein. Im Gegensatz dazu bedeutet der Schluß des zweiten Bandes Heimkehr, Rückkehr, Enttäuschung, Müdigkeit. Aber auch hier weist ein letztes Fragezeichen noch einmal vorwärts, an ihm sind die Schicksalsfäden der drei Zürcher festgeschlungen, die der Dichter im dritten Band zu Ende spinnen wird. Wenn «die Stadt der Väter» wie ein dreiflügeliger Altar in drei deutlich von einander geschiedene Teile zerfällt, so spannt sich die Stadt der Freiheit als ein einziges, glänzendes Gemälde fest in seinen Rahmen. Zwei der Vettern, Caspar Schweizer und Gerold von Edlibach, stellt der Dichter ins helle Licht der Bühne, den dritten, Leonhard Heidegger, nurmehr an der Peripherie, als Gegenpol verwendend. Zwar wird auch er, samt dem unvergeßlichen Matrönchen, vom Strudel erfaßt, früh genug aber wieder ans Land zurückgeworfen, um den beiden Gestrandeten vielleicht helfende Hand bieten zu können.

Paris 1785. Caspar, mit seiner Gattin, der verknöcherten Heimat längst entflohen, atmet unbeschwert und glücklich die berausende Luft der schönsten aller Städte. Edlibach ist als jüngster Souslieutenant des Schweizergarderegiments eben von Zürich eingetroffen. Auf unvergleichliche Weise wird er in das strahlende Licht höfischen Lebens gestellt. Der Zauber eines Frühlingssonnentages in den Tuileries, eines goldenen Abends in Versailles benimmt uns fast dem Atem! Die Atmosphäre, des noch unbeschwert tänzelnden Dixhuitième findet in Faesi ihren subtilsten Schilderer. Pastellfarbige Töne, Geist, Grazie, Charme, witziges Geplänkel, schlagfertige Konversation vor brodelndem Hintergrund. Als Kontrastwirkung: Schweizers gastliches Haus mit der Tafelrunde, an der es grollt und wetterleuchtet. Mirabeau, der Maßlose, die elementare Kraft, reißt mit sich fort, was in seinen Umkreis kommt. Caspar ist ihm völlig verfallen. Und wieder die Kontrastwirkung: neben dem düsteren, drängenden Geschehen die holde, bitter-süße Liebe zwischen Edlibach und der graziösen, launischen Lucille. Die nach Zürich dringenden, bedrohlichen Gerüchte veranlassen das Matrönchen mit seinem Enkel Leonhard zur Reise nach Paris. Und siehe, seine Persönlichkeit bewährt sich auch auf dem glänzendsten Parkett, in der frivolsten Umgebung. Als Sieger, wenn auch von schweren Ahnungen gebeugt, verläßt es mit seinem Enkel, der an der sündlichen Umarmung der «Frau Welt» fast Schaden genommen hätte, das dräuende Monstrum Paris. — Die Revolution reißt die beiden Vettern in ihren Strudel. Edlibach wird im letzten Augenblick von einem Mädchen aus dem Volke gerettet, gepflegt — geliebt. Sein Platz ist nicht länger in der Stadt des gestürzten Königtums. Er trennt sich von Caspar, um nach der Stadt der Väter zurückzukehren. Die beiden Gestalten Caspar und Gerold, entwickeln sich, jede auf ihre Weise, zu großen Charakteren. Dort der ewig begeisterte, flackernde, kritiklose Idealist Caspar, der, an der Enttäuschung über die ins Maßlose und Grauenhafte entgleitende Revolution, der er alle Wege geebnet hat, fast zerbrechend, schließlich über sich selbst hinauswächst — hier der bedächtiger, durch und durch geradlinige, lautere Edlibach seiner soldatischen Ehre getreu bis zum Tode. Und beide, bewußt und unbewußt, wurzeln im Erdreich des Matrönchens, im Boden der Stadt der Väter.

Der Dichter und der Historiker, der Künstler und der Gelehrte machen sich in diesem Roman die Palme streitig. Was der Historiker zuträgt an unendlichem Material, veredelt der Dichter durch seine gepflegte Sprache, was der Gelehrte aus Akten und Archiven zu Tage fördert, adelt der Künstler und gibt ihm glänzendes Gepräge. So fesselnd in der Linienführung, so reich an Beziehungen ist dieses Werk, daß man versucht ist, über den sprachlichen und bildnerischen Schönheiten das spannende Geschehen zu vergessen, bis an einer Wendung dieses wieder so atemberaubend wird, daß das Entzücken an der Form dem Interesse am Inhalt weichen muß. Zu Anfang gleich, der Aufstieg der Montgolfière, «silberlicht im zartvergoldeten Abendhimmel», das Symbol weltentrückter Hoffnungen, wie sie das Herz des Schweizers erfüllen. Und wie unheimlich, tief symbolhaft auch sie, die Gestalt des «Geduckten», der, ein messerähnliches Ding in der Hand, schräg nach oben blickt. — In beherrschtem Rhythmus flutet die Erzählung dahin — höchster hinreißender Steigerung folgt gedämpftes Andante, nach Farbe, Bewegung, Glanz folgt verhaltene Ruhe. Nach dem sinnverwirrenden Fest in Trianon, wo Liebe und Kabale, Politik und Intrige, Leidenschaft und Berechnung Orgien feiern, der ahnungsschwere düstere Sylveterabend im

Hause Schweizer, am erloschenen Kaminfeuer, wo Heimweh und Angst in leisen Tönen zu reden beginnen. Heftiger wird das Tempo, überhitzter die Atmosphäre, die Steigerung gedrängter, bis sie im Tuileriensturm ihre Höhe erreicht. Die Rettung Edlibachs, Schweizers sorgenvolle Bemühungen um ihn, die Ausartung der Volksbewegung haben nur mehr die Bedeutung des Ausklingens. Das letzte Kapitel — fast unerwartet — treibt noch einmal einem dramatischen Höhepunkt zu. In der ergreifenden Szene, wo eine unselige Flüchtlingsfrau mit ihrem Kindlein an der Grenze erbarmungslos zurückgewiesen wird, reicht jene Epoche des Grauens und Entsetzens unserem Heute verwandtschaftlich die Hand. Gerold ist gerettet, «überwältigt von Erschöpfung, von Leid, und doch auch von Dank, ließ er sich fallen. — Frei! — Wozu?»

Es ist von höchstem Reiz, nachträglich im Almanach des Atlantisverlags und, weiter ausgesponnen, im Neujahrsblatt der «Gelehrten Gesellschaft» Robert Faesis Ausführungen über «Dichtung und Geschichte» zu lesen, mit ihm den tieferen Zusammenhängen nachzugraben, den mit überlegenem Humor geführten Kampf zwischen Dichter und Historiker, das blitzende Klingenkreuzen zwischen beiden «Fakultäten» zu verfolgen, das endlich in volle Harmonie und fruchtbarstes Zusammenarbeiten ausmündet.

Marguerite Paur-Ulrich.

Russische Literatur

Der *Artemis-Verlag* in Zürich hat sich das Verdienst erworben, in zwei parallel laufenden Serien, zu je 12 Bänden einen Querschnitt durch die russische Literatur des 19. Jahrhunderts begonnen zu haben.

Der erste Band dieser verheißungsvollen Serie ist das Werk *Nikolaj Gogols: «Die Abenteuer Tschitschikows oder Die toten Seelen»*. Dieses, in alle Welt Sprachen übersetzte Werk wurde von Waldemar Jollos in ein lebendiges, geistreiches Deutsch übertragen. Frühere Übersetzungen waren schwer und altväterisch geschrieben und töteten geradezu den Witz und den Humor, die Ironie und die Weltweisheit Gogols, denn das Russisch dieses großen Dichters und Schriftstellers ist so eigenartig, so urrussisch, daß nur ein gewiegter Kenner der russischen Mentalität die Ausdrucksweise Gogols, in deutschsprachige Geisteshaltung übersetzt, wiederzugeben vermag.

Gogol, der von 1809 bis 1852 lebte, gilt als Bahnbrecher für die gesamte russische Literatur des Realismus, eines Realismus auf einer großartig menschlichen Basis, der auch für Westeuropa vorbildlich wurde. Und doch war Gogol selber ein Romantiker durch und durch. Aber gerade weil er sich mit ganzer Seele nach Schönheit, Reinheit und Größe sehnte, sah er klarer als ein, in die Irrungen seiner Zeit verstrickter Mensch, wie abgründig schlecht und faul die Zustände in seinem Vaterlande waren.

Als begnadeter Dichter war Gogol aber auch ein begnadeter «Mensch», d. h. ein mit Güte und Verstehen begabtes Individuum. Seine hohe Intelligenz verlieh ihm daneben den humorvollen Blick auf das allzumenschliche Treiben seiner Umwelt. Immer wieder bricht das befreiende Lachen, das auch den Leser mitreißt, bei aller Verurteilung des Bösen und Kleinlichen, durch.

Man möchte bei der Lektüre der «Toten Seelen» manchmal an Rußland zweifeln; da aber Gogol in prophetischem Wissen eine Genesung Rußlands voraussagt und es ihm gelingt, die tiefinnere Größe des russischen Menschen unter allen Mißständen zu offenbaren, vermag der Dichter seine Leser zu ehrlicher Begeisterung hinzureißen. «Die toten Seelen» Gogols sind ein klassisches Werk und sollten in keiner wohlzusammengestellten Bibliothek fehlen.

Das Werk *Alexej K. Tolstois, «Fürst Serebriany»* ist eines der meistgelesenen Bücher im alten und im neuen Rußland. Es wurde in Volks-, Liebhaber- und Jugendausgaben gedruckt; seit seinem Erscheinen vor 85 Jahren haben Millionen von Menschen ihr Freiheitsideal und ihren Sinn für Menschenwürde an diesem Buch gestärkt, denn in kaum einem Werke der neueren Literatur werden die unseligen Folgen der Tyrannei durch einen einzelnen Menschen erschütternder dargestellt als im «Fürsten Serebriany».

Alexej Tolstoi, ein Vetter zweiten Grades von Leo Tolstoi, hatte sich das Studium des Lebens Iwans des Schrecklichen zur Lebensaufgabe gemacht. In einer dra-

matischen Trilogie behandelt er den Tod des furchtbaren Zaren sowie die Geschichte seiner Nachfolger. Der Verfasser schreibt von seinen Studien zu diesem Thema, daß ihm manchmal vor Entsetzen über die Vorgänge unter Iwans Regierung die Feder aus der Hand gesunken wäre, und er sich kaum zum Fortfahren hätte entschließen können.

Iwan IV. ist eine hochinteressante, problematische Natur; die Grausamkeit, der Blutdurst sind nur eine Seite dieses über- resp. unter alles menschliche Maß sinkenden Mannes. Das russische Volk sah zu seinen Lebzeiten einen Dämon in dem Zaren, den man als Strafe Gottes verehren mußte; er war eine Himmelsgeißel wie Pest und Krieg. Alexej Tolstoi, der mit aufgeklärten Augen in die Zeit des blutigen Zaren zurückschaute, erkannte in ihm das Beispiel der Konsequenz jeder Despotie: die Losgelöstheit von der Verpflichtung von Mensch zu Mensch, diese irdische Allmacht, die notwendig von Übermut zu Gewissenlosigkeit, von Tyrannenwahnsinn zu einem Blutrausch führen muß gegen alles, was sich der Alleinherrschaft in den Weg stellt.

Tolstoi beschreibt nur ein Jahr aus der Regierung Iwans IV., aber wie beschreibt er dieses Jahr! Welche Fülle kraftvoller Gestalten im Guten und im Bösen durchschreitet diese kurze Spanne Zeit. Wie eine Lichterscheinung steht Fürst Serebriany dem düsterdämonischen Iwan gegenüber, wunderbar ist die Gestalt des Bojaren Morosow gezeichnet und neben ihm die liebliche, kindliche Elena, seine Gattin. Die Zustände im alten Rußland haben den grausigen, und doch anziehenden Reiz von Märchen; in gewaltigen, eindeutigen Strichen ist das Riesengemälde entworfen und mit den buntesten Farben ausgeführt, ein Bild von primitiver Größe, und dennoch von der Tiefe, wie sie Kinder und ganze Völker packen kann.

Unserer Zeit, die nicht durch zarte und empfindsame Welterlebnisse verweicht ist, wird das Werk Tolstois in einer schmerzlichen Art und Weise nahe scheinen; von einem Meister dargeboten, kann es aber nur im besten Sinne erzieherisch und aufrichtend wirken.

«Fürst Serebriany» ist in der «*Manesse Bibliothek der Weltliteratur*» bei *Conzett & Huber*, Zürich erschienen. Der Schutzumschlag zeigt einen Ausschnitt aus dem berühmten Gemälde von Repnin, auf dem der Künstler den Zaren neben seinem, von ihm ermordeten Sohn, Iwan, darstellt.

Mary Lavater-Sloman.

Aus einem Tagebuch

Es ist in unsern Tagen selten, daß bildende Künstler zur Beschaulichkeit neigen und das Bedürfnis empfinden, über ihr Schaffen nachzudenken und bemerkenswerte Ereignisse ihres Lebens aufzuzeichnen. Hermann Hubacher hat dies getan und als begleitenden Text zu Abbildungen seiner Werke Blätter aus einem Tagebuch vorgelegt¹⁾. Jeder, der das Buch zur Hand nimmt, wird sich dem Verfasser zu freudigbewegtem Dank verpflichtet fühlen und das schmale, trefflich ausgestattete Bändchen als einen Glücksfall allerseltenster Art verehren. Sein Reiz beruht nicht zuletzt auf seiner erfrischenden Anspruchslosigkeit. Wenn Hubacher von seiner Arbeit berichtet, vom Gelingen und Mißlingen, wenn er andere Künstler und ihre Werke schildert, Maillol oder Despiau, wenn er von seinen Reisen erzählt oder seltsame Träume wiedergibt, so kommt er gar nicht auf den Gedanken, er sei ein interessanter Mensch oder ein bedeutender Literat. Es ist ihm allein um die Sache zu tun. Und eben deshalb erscheinen die Dinge bei ihm in einem so reinen Licht, wie sie niemand zu sehen vermag, der irgendwie auf sich selbst reflektiert. Deshalb ist auch seine Sprache in ihrer Schlichtheit so überzeugend. Man spürt, sie wird ihm nicht zum Problem. Aber er kann es sich leisten, sich nicht mit ihr auseinanderzusetzen. Ihr Maß und ihre Klarheit sind — so ist man beinahe versucht zu sagen — von einer natürlichen Klassizität, die sehr wohl neben den Abbildungen der großen Figuren bestehen kann. So findet der Leser sich immer in freier, würziger Luft, erfreut sich des zwanglosen Umgangs mit einem unsrer bedeutendsten Künstler und erkennt aufs neue, daß «Redlichkeit» in jenem Sinn, den Goethe dem Wort verliehen, um Winckelmanns Leben und Schaffen auszuzeichnen, die erste Bedingung des Schönen ist, sowohl im behauenen Stein wie im Wort. Es fragt sich, ob ein Bildhauer es als Ehre erachtet, in die Zunft der Schriftsteller aufgenommen zu

¹⁾ Hubacher, Hermann: Aus meiner Werkstatt. Niehans, Zürich 1944.

werden. Allein dieses Tagebuch ist so «richtig», in den Schilderungen so überzeugend und gelegentlich von so ausgezeichnetem anekdotischem Reiz, daß es sich der Verfasser eben doch gefallen lassen muß, wenn er sein Werk als eine der erfreulichsten Erscheinungen in der schweizerischen Literatur der Gegenwart rühmen hört.

Emil Staiger.

Marcos Villari

Der Verlag hat mit der deutschen Ausgabe eines modernen spanischen Romans ein dankenswertes Wagnis unternommen ¹⁾. Die Übersetzung ist, von einigen kleinen Unebenheiten abgesehen, flüssig und eindrucksvoll, so daß man bedauert, den Namen ihres Urhebers nicht vermerkt zu finden. Marcos Villari gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der zeitgenössischen erzählenden Literatur Spaniens, wobei besonders darauf hingewiesen sei, daß Soler Katalane ist und sein Roman die Menschen und das Leben in einem kleinen Dorfe Kataloniens schildert. Aber es ist nicht einfach ein mehr oder weniger farbenfreudiger, sachkundiger und lokalgetreuer Bauernroman, trotzdem er uns die ganze Lebensgeschichte einer bäuerlichen Familie und ihrer Arbeit berichtet. Das Zentralproblem, das die ganze Deskription durchdringt und mit Spannung erfüllt, ist der Zweikampf zwischen einem außergewöhnlichen Menschen und seinem unerbittlichen Schicksal. Die Persönlichkeit des Helden ist mit Kraft und Fülle gezeichnet und vermag den Leser vom Beginn der Erzählung bis zur Katastrophe festzuhalten und zu bewegen. Das grausame Geschick, das ihn unaufhaltsam verfolgt und sein wahrhaft heroisches Ringen gegen das Unheil immer wieder zunichte macht, bis er den Kampf aufgibt, verleiht dem Ganzen einen epischen Ton, der zu Eigenart und Reiz des Werkes wesentlich beiträgt.

A. Steiger

Das Amt des Feldpredigers

Daß das noch vor wenigen Jahren von manchen Kreisen angefochtene oder doch mindestens mit einem gewissen Unbehagen betrachtete Feldpredigeramt heute fast durchwegs Anerkennung genießt, enthebt uns nicht der Notwendigkeit, seine Probleme immer neu zu überdenken. Denn es darf sich nicht bloß auf die gegenwärtige militärfreundliche Konjunktur stützen, sondern nur auf seine *innere* Berechtigung. Hptm. Vogelsanger hat deshalb sowohl den Feldpredigern, als auch den übrigen militärischen und kirchlichen Kreisen, die sich für das Feldpredigeramt interessieren, einen großen Dienst geleistet, indem er Stellung und Aufgabe des Feldpredigers in einer ausgezeichneten Studie umreißt ²⁾. Er zeigt die Entwicklung des Amtes eines Truppenseelsorgers von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, seine Notwendigkeit im Hinblick auf die geistliche Betreuung der feldgrauen Gemeinde und bespricht dann die soldatischen Voraussetzungen für diesen Dienst und die Probleme der Feldpredigt und der Seelsorge bei der Truppe. Des Verfassers Darstellung ist klar, von christlicher Grundsätzlichkeit getragen und zugleich offen für die besondere Eigenart des Pfarramts bei der Truppe. Die Schwierigkeiten und Konfliktmöglichkeiten werden nicht verschwiegen; es wird aber auch gezeigt, wie diesen fruchtbar begegnet werden kann. Zusammenfassend wird festgestellt: «Nicht der Feldpredigerdienst, sondern die Vernachlässigung des Feldpredigerdienstes ist Verrat am Evangelium . . . Wer meint, in Friedenszeiten könne das Heer diesen Dienst füglich entbehren und könne die Kirche ihn füglich unterlassen, um ihn dann im Kriege rasch und notdürftig zu improvisieren, der ist ein Tor. Wer unter den Soldaten meint, der Hilfe dieses Dienstes entraten und aus eigener Kraft mit dem Problem seiner Existenz fertig werden zu können, der befindet sich in furchtbarer Ahnungslosigkeit über den wahren Hintergrund seines Berufes. Wer aber unter den Feldpredigern selber diesen Dienst zu leicht nimmt und Steine statt Brot, patriotische Rhetorik und stroherne Moral statt lebendige biblische Botschaft seinen Soldaten spendet, der ist ein betrögener Betrüger.» Die wertvolle Schrift Vogelsanger's verdient es, weit über den Kreis der Feldprediger hinaus gelesen und überdacht zu werden.

Max Frick.

¹⁾ Soler, Bartolomé: Marcos Villari. Roman. Fretz & Wasmuth, Zürich 1944.

²⁾ Vogelsanger, Peter: Das Amt des Feldpredigers. Reinhardt, Basel 1944.

Bücher über Kunst

Es ist als ein seltener Glücksfall zu betrachten, daß hierzulande ein Werk wie die vom *Orell Füssli-Verlag* in gediegener Ausstattung herausgebrachte «*Indianische Kunst und Kultur*» überhaupt zustandekommen konnte, umso mehr, als es uns seit Jahren nicht mehr möglich ist, fremde Kulturen durch Reisen kennenzulernen und der Krieg auch die Einfuhr neuerer wissenschaftlicher Bücher unterbrochen hat. Der gegenwärtig in der Schweiz weilende Verfasser *Hermann Leicht* — Professor für Kunstgeschichte und amerikanische Archäologie am Forschungsinstitut Franklin in Paris — konnte aus einem reichen Schatz an eigenen Forschungsergebnissen aus den Jahren vor dem Kriege schöpfen. So hat er ein Buch geschaffen, das nach Zielsetzung und Inhalt eine Lücke in der Kulturgeschichte schließt, die manchem Leser umso fühlbarer erscheinen mag, als er sich ihrer vorher nicht bewußt geworden war — der Kreis derer, die sich für südamerikanische Kultur interessieren, ist in der Schweiz ja noch nicht groß. Daß *Hermann Leicht* von schweizerischen völkerkundlichen Museen und Privatsammlungen, in denen er manch beachtenswertes peruanisches Stück fand, dennoch wertvolle Unterstützung erfahren hat, mag nebenbei als erfreuliche Tatsache mitvermerkt werden.

Während das alte und das neue Reich der Maya in den letzten Jahrzehnten durch großangelegte Ausgrabungen und umfassende Forschungen kulturgeschichtlich vielseitig untersucht worden sind, ist die peruanische Kunst, die schon vor den bekannten Inka über tausend Jahre lang in Blüte stand, noch verhältnismäßig wenig erschlossen. *Hermann Leicht* gebührt das Verdienst, in seinem Buch *Geschichte, Kunst und Kultur der Chimu* zusammenfassend und bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit doch leichtfaßlich und angenehm lesbar dargestellt zu haben. Der ansprechende, für den Laien vielleicht doch gelegentlich etwas irreführende Titel erhält durch den Untertitel «*Ein Jahrtausend im Reiche der Chimu*» seine notwendige Präzisierung. — Im Gegensatz zu der fernöstlichen Kultur Chinas und Japans, über die der Europäer im allgemeinen ausreichend unterrichtet ist, sind die Kulturen der amerikanischen Erdteile wenig bekannt, oder es bestehen davon weitgehend falsche Vorstellungen, die zuerst beseitigt werden müssen. Mit Recht schreibt *Leicht*, der Blick vieler Europäer habe sich allzusehr an der Treibhausblüte spätmexikanischer Kunst vollgesogen, wenn die altamerikanischen Schöpfungen als Ganzes immer wieder mit den Begriffen des Furchterregenden oder Grauenhaften identifiziert werden, hinter denen das Wissen um die entsetzlichen Schlächtereien der Azteken stecke. Der Verfasser erkennt demgegenüber in den Chimu — selbstverständlich mit Einschränkungen — eine Art Griechen der Neuen Welt. In Fortsetzung dieses Vergleichs dürften dann die darauffolgenden Inka mit ihrer überragenden staatlichen Organisation, ihrer vorwiegend praktischen Baukunst und auf Grund einer gewissen stilistischen Nüchternheit etwa als die Römer Altamerikas bezeichnet werden. — Schon das vorzüglich zusammengestellte Bildmaterial — die Aufnahmen sind vollkommen stilgerecht und sichern sich damit ein Höchstmaß an dokumentarischer Beweiskraft — vermittelt den Eindruck einer Kunst von erstaunlicher Lebenskraft und reifer Schönheit, die sich in den Bereichen des Kunstgewerbes zwar vielfältig manifestiert, ihren stärksten Ausdruck aber doch in der Gestaltung des Menschen findet. So sind eine Anzahl Frauen- und Herrscherköpfe zu sehen (Abb. 26, 27, 126), deren in sich ruhende gedrängte Fülle des Leiblich-Seelischen an die besten Werke italienischer oder deutscher Romanik und Frühgotik erinnern, in der harmonischen Verbindung von Naturkenntnissen und stilisierendem Formwillen aber eine als klassisch zu bezeichnende schöpferische Weisheit offenbaren. Ihren vollen Sinnzusammenhang erhalten die 116 Abbildungen des Buches durch den flüssig und fesselnd geschriebenen Text *Hermann Leicht*s, der aus einer großen Summe von Einzelzügen das geschlossene Bild einer reichen tausendjährigen Kultur erstehen läßt.

Eine völlig andersgeartete fremde Kultur erschließt die im Verlag *Neff*, Berlin, in dritter Auflage erscheinende «*Chinesische Landschaftsmalerei*» von *Otto Fischer*. Das längst geschätzte, unentbehrliche Werk ist auf den neuesten Stand der Forschung gebracht worden und hat eine erfreuliche Erweiterung des Bilderteiles erfahren. Gerne würde man dem Buch eine würdigere Ausstattung gönnen; in der vorliegenden kriegsbedingten Gestaltung können Einband, Papier und einzelne Abbildungen nicht

befriedigen. Das ist umso bedauerlicher, als gerade chinesische Bilder höchste Qualität des Kunstdruckes verlangen. Derartiger Mängel ungeachtet kann das Werk den Fachleuten und allen denen, die vom Zauber chinesischer Landschaftsmalerei einmal berührt worden sind, warm empfohlen werden, denn diese in mehr als dreißigjähriger Arbeit ausgereifte Schrift bietet eine reiche, wohlgeleistete Fülle kultureller und kunstgeschichtlicher Aufschlüsse. Ohne sich wie andere Bearbeiter des gleichen Stoffgebietes in gewagten Hypothesen und autoritären Zuschreibungen zu verlieren, die durch die bisherige noch sehr lückenhafte Inventarisierung der chinesischen Kunst doch nicht glaubhaft zu stützen wären, vermittelt Otto Fischer ein ausgezeichnetes Bild vom Verhältnis des Chinesen zur Landschaft und zur Kunst. Die Entwicklung, die, mit der östlichen Han-Dynastie um 25 n. Chr. beginnend, durch die ganze Zeit der drei Reiche und der sechs Dynastien im Zeitraum von 1500 Jahren führt, ist in anregender Weise in Beziehung gebracht zu entsprechenden Problemen der europäischen Kunst.

Im alten China war die Kunstübung nicht das Privileg bloßer Maler, sondern lediglich eine der verschiedenen Ausdrucksformen der universalen künstlerischen Bildung jedes hochstehenden Chinesen. Ähnlich wie bei den großen Künstlern der Renaissance, umfaßte diese Bildung Dichtung, Musik und Malerei. Die Malerei blieb eine Angelegenheit der Vornehmsten, Gebildetsten. So wurde sie der Ausdruck einer gepflegten Geistigkeit, die sich mit bloßer Naturabbildung nicht zufrieden gab. In einer einzig dastehenden Art wurde die Malerei zur Trägerin feinsten Erregungen und Gefühle, ja, des Unmateriellen überhaupt gemacht. Ein wesentlicher Unterschied besteht gegenüber Europa in China auch darin, daß das Bild nicht dauernd wandgebunden ist, sondern als Rolle aufbewahrt wird, um nur nach Bedarf betrachtet zu werden. Trotzdem wird man Otto Fischer nicht unbedingt beipflichten, wenn er sagt, die östliche Art des Kunstgenusses zeuge für ein tieferes Kunstverständnis. Das europäische Kunstwerk, vor allem das Ölbild, ist im Gegensatz zu dem lasierend auf Seide oder Papier gemalten chinesischen Werk grundsätzlich anders konzipiert und organisiert und steht deshalb funktionell auch in ganz anderen Beziehungen zum Menschen. Damit soll die chinesische Malerei keineswegs herabgemindert sein, von der Fischer schön und überzeugend schreibt: «Das chinesische Bild hält sich zurück, es will aufgesucht sein. Tief und versunken scheinen alle Dinge in ihm zu ruhen. Das Alter, das die Seide gilbt, bräunt und schwärzt und auch das Papier andunkelt, gibt ihm oft vollends den Anschein einer fremdartigen tiefen Verlorenheit wie unter den Wassern der vielen Jahrhunderte. Wer aber in diese dämmernde Nacht eindringend hinabtaucht, dem regen wohl auch die dargestellten Dinge sich bald in merkwürdig gefühlter Bewegung und Lebendigkeit, dem wächst das Bild erstaunlich zu einem geistigen Leben und einer Wirklichkeit, die ihn im Innersten ergreifender anrührt, als die Wirklichkeit des hellen Tages rings um ihn her.» —

Die Kunst der osteuropäischen Völker war in weiteren Kreisen der westlichen Länder bisher wohl nur in der Form des Kunstgewerbes, vorab der Webereien und Stickereien, bekannt. In den letzten Jahren jedoch haben uns die in der Schweiz gezeigten Ausstellungen rumänischer Volkskunst und Malerei und die Vorträge führender Köpfe wie Opresco und Cisek die spezifische Art dieser Kultur erschlossen, so daß sie uns zu einem deutlich profilierten farbigen Begriff wurde. Es ist sehr erfreulich, daß diese mitten im Krieg unternommenen Bestrebungen zur Schaffung eines besseren kulturellen Verständnisses nicht nur zur Gründung einer schweizerisch-rumänischen Gesellschaft geführt haben, sondern daß die Quintessenz der gebotenen Ausstellungen ihren Niederschlag in zwei in der Schweiz erschienenen Büchern gefunden hat. — Der rumänische Kunsthistoriker und Museumsdirektor *Georges Opresco* behandelt in seinem im Verlag *Egloff*, Fribourg, herausgegebenen Buch *«La peinture roumaine de 1800 à nos jours»* die Entwicklung der neueren rumänischen Malerei, wie sie sich seit dem nach 1800 erfolgten grundlegenden Stilwandel gestaltet hat. Während in früheren Jahrhunderten Kunst und Künstler in Rumänien völlig unter der Herrschaft der Kirche und des Hofes standen, in denen byzantinische, kaukasische und armenische Einflüsse stark waren, hat sich die rumänische Kunst, voran die Malerei, mit Beginn des 19. Jahrhunderts grundsätzlich und fast ausschließlich nach Westen orientiert. Ganz besonders in dem in mancher Beziehung wesensverwandten Frankreich haben die jungen rumänischen Maler das

solide Handwerk erlernt und jene geistig-seelische Freiheit gefunden, die sie zu «europäischem Sehen» und zum Anschluß an die führende Kunst Westeuropas befähigt hat. Wenn sie auch mit sehr empfänglichen Augen und gelehriger Hand die französische Malerei von Courbet bis Matisse und die deutsche von Runge bis Corinth in sich aufgenommen haben, so hat dies bei den führenden Rumänen doch nicht zur Selbstaufgabe geführt, und es treten gerade in den letzten Jahren die unverkennbaren Grundzüge rumänischen Wesens immer deutlicher zutage in einer von Byzantinismen befreiten, kräftig lebensbejahenden und von Problemen unbeschwertem Gestaltungsweise.

Der *Iris-Verlag*, Bern, hat sodann unter dem Titel «*La peinture roumaine contemporaine*» eine Kunstmappe mit 12 farbigen Tafeln herausgegeben, zu der wiederum Georges Opresco eine gewinnende Einführung geschrieben hat. Mit Recht bezieht sie sich auf die treffliche Würdigung, die Henri Focillon in den Jahren 1925 und 1929 der in Paris ausgestellten rumänischen Kunst hat zuteil werden lassen. Das obenerwähnte Buch Oprescos, das fast ausschließlich einfarbige Reproduktionen aufweist, erhält durch diese Kunstmappe eine gute und angenehme Ergänzung. Die Tafeln sind freilich von unterschiedlicher Wirkung; einzelne wären im Buchdruckverfahren wohl eher zu ihrem Vorteil geraten.

Vom Verlag *Herder*, Freiburg i. Br., liegt eine Kunstmappe «*Dalmatien*» vor. Sie enthält 16 Zeichnungen aus den Jahre 1930—37 von *Walter von Wecus*. Der Motivkreis umfaßt Häusergruppen, Siedelungen und Segelbarken, die zwar sehr korrekt — die Taue und Masten sind sogar mit dem Lineal gezogen — und mit kultivierten Linien wiedergegeben sind, denen aber ein ausgeprägt starker künstlerischer Charakter abgeht. So wirken sie blaß und erlebnisschwach. Die zwar gutgemeinte, aber gesuchte und stellenweise geschraubte Einführung von Willi Dünwald vermag daran nichts zu ändern.

Mit größerer Freude gibt man sich dagegen der Betrachtung und dem Lesen der im selben Verlag *Herder* erscheinenden Reihe kleiner Kunstbücher hin. Dieser «*Bilderkreis*» hat sich bei reich und arm gut eingeführt; man möchte ihn nicht mehr missen. Johannes Kirschweg vermittelt im Bändchen «*Jahreszeiten*» ein gemaltes Kalendarium, eine Reihe von Zeugnissen empfindender Künstlerseelen, die berufen sind, über alles Leid der Welt hinauszuleuchten. «*Die Gestalt des Heiligen*» erfährt durch den verdienten Herausgeber der Schriftenreihe, Dr. Heinrich Lützel, eine kenntnisreiche und von warmem Kunsterlebnis getragene Deutung. Angesichts des großen Sterbens in der Welt, gewinnt auch das von Friedrich Gerke verfaßte Bändchen «*Licht im Tode*», das uns die Katakombenmalerei näher bringt, eine ergreifende Gegenwartsnähe. Diese von verfolgten Urchristen «unter Tag» beim flackernden Licht der Ampel geschaffenen Malereien sind trotz gewisser formaler Unbeholfenheiten strahlende Bekenntnisse eines selbst im Tode zuversichtlichen Glaubens, die wahrhaft erhebend wirken. — So sind auch die jüngsten drei Bändchen dieser Sammlung, wie die früheren, zwar wohlfeile, aber sehr gehaltvolle Gaben für Auge und Herz, erreichbar allen denen, die immer nach ihnen greifen mögen.

Marcel Fischer.

Beethoven

Verschiedene Wegen wurden bisher eingeschlagen, um das geistige Bild eines prominenten Menschen — in unserem Fall eines Tonschöpfers — der Nachwelt vor Augen zu führen. Neben der wissenschaftlich-biographischen Darstellung, die der Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit — ihrer höchsten Würde — zulieb gerne in trockene Breite gerät, entstand früh der biographische Roman, der mit dichterischer Freiheit seinen Helden kanonisierte und der Originalität zuliebe sich nicht scheute, auch unzutreffende Züge und Einzelheiten mit einfließen zu lassen. In unserm Jahrhundert, das dank dem raschen Emporblühen der Musikwissenschaft eine promptere Prüfung solcher Erzeugnisse auf ihren wahren Gehalt hin ermöglichte, kam dann eine Abart des biographischen Romans, die sog. *biographie romancée*, in Mode. Sie pflegte zwar ein näheres Verhältnis zu den Quellen, wahrte aber den belletristischen Charakter durch eine auf schöngeistige Unterhaltung abzielende Stilisierung, die es in gewissen Fällen fertig brachte, daß der Leser vom Darsteller und seiner Art viel das größere Aufheben machte, als vom Dargestellten.

Daß man sich in neuerer Zeit von den beiden genannten Arten der schöngeistigen Exegese wieder wendet, ist nur zu begrüßen, zumal die betreffenden Experimente, wie wir es jüngst mit einem Wagner-Roman erlebten, statt hinauf in die geistige Sphäre des Künstlers in die Tiefen tendenziöser Verballhornung führen können.

Es gibt indessen einen Weg, auch bei quellenmäßiger Darstellung die nüchterne Sachlichkeit der Biographie zu vermeiden. Erich Kloss (Wagner), Otto Hellinghaus (Carl Maria v. Weber) und andere haben ihn beschritten. Sie haben den Lebensweg des Künstlers abgesteckt mit authentischen Dokumenten, herrührend von des Künstlers eigener Hand oder von glaubwürdigen Zeitgenossen. Die gleiche Methode befolgt Martin Hürlimann in «Beethoven, Briefe und Gespräche»¹⁾. Nur daß er nicht den chronologischen Ablauf des Lebens Beethovens als Richtschnur nimmt — es handelt sich ja nicht um das Lebens-, sondern um das geistige Bild des Tonschöpfers —, vielmehr ordnet er die Dokumente nach inhaltlichen Gesichtspunkten, wodurch die Wesenszüge des Meisters gedrängter in die Erscheinung treten. Daß unter den Zeugnissen von Besuchern Beethovens neben den Aussagen eines Carl Maria von Weber, Liszt, Czerny, Ries auch die Erinnerungen Schnyders von Wartensee nicht fehlen, so wenig wie die Dokumente der Beziehungen Beethovens zu Hans Georg Nägeli, sei nur nebenbei bemerkt. Der frühe Verlust des Gehörs, so tragisch er für Beethoven war, hat für die Nachwelt das eine Gute gezeitigt, daß sie in den Konversationsheften und -tafeln, worin die Besucher sich dem Hausherrn mitzuteilen hatten, eine große Zahl wertvoller Äußerungen aus dessen Munde zu wichtigen Fragen des Lebens und der Kunst besitzt. Auch diese Quelle spendet in dem Buche ihre Schätze.

So ist Hürlimann ein wirklich einprägsames Bild des geistigen Beethoven gelungen. Es bestätigt die hohe Zielsetzung des Daseins, die aus den Tonschöpfungen des Meisters spricht. Nur mit wärmster innerer Anteilnahme wird der Leser u. a. feststellen, welch dicken roten Faden das Thema der Nächsten- und Menschenliebe in diesen Dokumenten abgibt, und er wird sich sagen: wenn *ein* Mensch, *ein* Künstler berechtigt war, das «Seid umschlungen, Millionen» zu vertonen, so war es Beethoven.

Max Fehr.

Wirtschaftliche Probleme

Absolutismus ohne Merkantilismus

Die jüngst erschienene Abhandlung von *Klaus Sulzer* gehört zu jenen Beispielen wirtschaftshistorischer Detailforschung, die allgemeines Interesse verdienen. Mit Recht spricht Sulzer von Zürcherischer Handels- und Gewerbepolitik im Zeitalter des *Absolutismus*²⁾. Die Versuchung hätte vielleicht bestanden, «im Zeitalter des *Merkantilismus*» zu sagen. Indessen ist nicht zu verkennen, daß für die altzürcherische Handels- und Gewerbepolitik — zur Diskussion steht die Zeit von 1650 bis 1750 — das Prädikat «merkantilistisch» nicht am Platze wäre. Sulzer vermeidet zwar diese Pointierung. Aber seine Forschungen zeigen, daß jener übersteigerte Protektionismus, wie er von den merkantilistischen Schriftstellern der Epoche im Interesse der Staatsallmacht, die man wirtschaftlich durch eine künstliche Forcierung der Handelsbilanz untermauern zu müssen glaubte, gefordert wurde, kaum zum Ausdruck gelangte. Die damalige Wirtschaftspolitik Zürichs war durch eine außerordentliche Scheu vor allen protektionistischen, interventionistischen und reglementaristischen Maßnahmen gekennzeichnet. Dies obschon das politische System mit seiner selbstherrlichen, weder durch Gewaltentrennung noch durch Individualrechte beschränkten Souveränität der regimentfähigen Bürgerschaft über die ländlichen Untertanen als durchaus absolutistisch angesprochen werden konnte und in dieser Hinsicht einer gewissen Parallele zum Frankreich Colberts und dem England Cromwells nicht ganz entbehrte.

¹⁾ Beethoven. Briefe und Gespräche. Herausgegeben von Martin Hürlimann. Atlantis-Verlag, Zürich 1944.

²⁾ Sulzer, Klaus: Zürcherische Handels- und Gewerbepolitik im Zeitalter des Absolutismus. Sauerländer, Aarau 1944.

Um das Jahr 1700 stand Zürich am Abschluß eines längeren Industrialisierungsprozesses; die Seidenindustrie, die Wollindustrie und die Baumwollindustrie hatten sich bis zu einem gewissen Grade zu entwickeln vermocht, wobei je nachdem Fabrik- oder Verlagssystem zur Anwendung gelangten. Diese *Industrie* arbeitete vornehmlich für den Export. Die Produktion war in einer Weise an die Absatzmöglichkeiten angepaßt, daß sich eine Aufrechterhaltung der Konkurrenzfähigkeit durch staatliche Maßnahmen (z. B. Exportprämien) erübrigte. Bei Verhandlungen mit dem Ausland beschränkte sich die zürcherische Diplomatie auf eine, allerdings meistens erfolglose Verteidigung der Zollprivilegierung. Ja man konnte sich sogar ein Steuersystem leisten, das im wesentlichen den Umsatz der Exportindustrien belastete (Pfundzoll und Fabrischirmgeld). Selbst die Luxusgesetzgebung erschien nicht wie anderswo in den Dienst der Handelsbilanzpolitik gestellt.

Wenn Zürich im Gegensatz zu anderen Staatswesen der Zeit auf eine merkantilistische Industrieförderung verzichtete, so hängt dies natürlich u. a. damit zusammen, daß hier ein besonderes Bedürfnis nach Autarkisierung infolge der bereits fortgeschrittenen Industrialisierung gar nicht bestand; hingegen war die kleine Republik auf dem Gebiet der *Landwirtschaft* keineswegs autark, besonders was die Getreideversorgung anbelangt. Die Obrigkeit bemühte sich hier nach zeitgenössischen Aussagen ausdrücklich um die Erlangung der Unabhängigkeit vom Ausland. Das Eigentümliche dabei war aber, daß man insbesondere im 18. Jahrhundert glaubte, ohne protektionistische Eingriffe, d. h. in diesem Falle ohne Schutzzölle, auszukommen. Teils beschränkte sich die Obrigkeit auf die Förderung des Getreidebaus durch das Mittel der «Aufklärung» der Bauernschaft, teils glaubte man das gewünschte Ziel indirekt durch Maßnahmen wie die Zehntbefreiung auf Waldrodungen zu erreichen. Der ganze Getreidehandel erfreute sich, abgesehen von Marktvorschriften, gänzlicher Freiheit. Das obrigkeitliche Kornamt beteiligte sich sogar zeitweise selber an Einfuhr und Vertrieb von billigem Auslandgetreide.

Während so Industrie und Landwirtschaft weitgehend ohne die Bequemlichkeiten des Protektionismus auszukommen hatten, gab es in der altzürcherischen Wirtschaft einen Sektor, der in erheblichem Ausmaß durch Schutzbestimmungen geregelt war: das *Handwerk*. Immerhin trug im Vergleich zu anderen Staaten die Zunftherrschaft in Zürich ein wenig grimmiges Gesicht. Beschränkungen der Betriebsgröße waren zwar allgemein verbreitet und der Betrieb von Mühlen, Metzgen, Tavernen etc. erschien durch ehehafte Rechte an bestimmte privilegierte Liegenschaften gebunden. Merkwürdig selten begegnete man hingegen, am Maßstab der Zeit gemessen, obrigkeitlichen Preistaxen.

Bernhard Wehrli.

Das Lohnproblem

Die Schrift des Berner Universitätsprofessors Amonn über das Lohnproblem ist eine ergänzte und zum Teil auch erweiterte Neuauflage seiner schon im Jahre 1929 erschienenen Publikation¹⁾. Der Verfasser ist dabei zweifellos von der richtigen Überlegung ausgegangen, daß das Lohnproblem nach diesem Krieg, im Zusammenhang mit der Preisgestaltung, erneut Gegenstand von Auseinandersetzungen bilden wird. All denen, die sich mit diesen Problemen befassen, wird die kurze, aber nichts desto weniger inhaltsreiche Abhandlung gute Dienste leisten.

Das erste Kapitel, das vom Nationaleinkommen und seiner Verteilung handelt, kann gewissermaßen als Einführung betrachtet werden, indem es die Begriffe «höher» und «niedriger» Lohn erklärt. Wer diese Kapitel aufmerksam liest, wird erkennen, wie vielfach falsch die Begriffe Lohn und Lohnhöhe aufgefaßt werden und wie demgemäß auch die Beurteilung, ob ein Lohn hoch oder niedrig ist, auf falschen Auffassungen beruht, was wohl am deutlichsten in den häufigen Verwechslungen von Nominallohn und Reallohn in Erscheinung tritt. Sicher hat der Verfasser recht, wenn er schreibt, daß man bei einer Erörterung des Lohnproblems nur durch eine sehr sorgfältige, alle Unterscheidungen und Gesichtspunkte berücksichtigende Diskussion zu klaren, eindeutigen und sicheren Resultaten gelangen kann, daß es sich aber

¹⁾ Amonn, Alfred: Das Lohnproblem. Zweite, erweiterte Auflage. Francke, Bern 1945.

hier nicht nur um eines der wichtigsten, sondern auch der schwierigsten und kompliziertesten national-ökonomischen Probleme handelt.

Wir haben es also beim Lohnproblem mit einer ganzen Reihe von verschiedenen Größen zu tun, die zwar alle miteinander zusammenhängen, alle von einander abhängen, deren Zusammenhang und deren Abhängigkeit von einander aber keineswegs ein einseitiger und eindeutiger ist. Das zeigt die Schrift Amonns in sehr klarer Weise in den folgenden Kapiteln, die von der Lohnbildung und der Bestimmung der Lohnhöhe bei freier Konkurrenz handeln, ferner von der Entwicklung der Lohnhöhe im Zuge der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung und sodann von der künstlichen Beeinflussung der Lohnhöhe, der monopolistischen Gestaltung des Arbeitsmarktes, den Lohnsteigerungen und den Möglichkeiten und Folgen.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß die Schrift Amonns in klärender Art in einen Fragenkomplex hineingreift, der mit unserm öffentlichen Leben und Wohl in der Gegenwart wie in der Zukunft aufs engste verbunden ist.

Caspar Weber.

Bücher-Eingänge

- Buri, Fritz:* Prometheus und Christus. Größe und Grenzen von Carl Spittlers religiöser Weltanschauung. Francke, Bern 1945. 282 Seiten, Fr. 12.50.
- Das demokratische Deutschland.* Haupt, Bern 1945. 24 Seiten, Fr. 1.20.
- Die Sozialpolitik des Bundes.* Heft 8 der Schriftenreihe des Aufklärungsdienstes der Eidg. Zentralstelle für Kriegswirtschaft. 1945. 200 Seiten.
- Eranos-Jahrbuch 1944.* Die Mysterien. Herausgegeben von Olga Fröbe-Kapteyn. Rhein-Verlag, Zürich 1945. 450 Seiten und 5 ganzseitige Bildtafeln. Fr. 22.50.
- Frischknecht, Max:* Die Religion in der Psychologie C. G. Jungs. Heft 12, Religiöse Gegenwartsfragen. Paul Haupt, Bern 1945. 29 Seiten, Fr. 1.80.
- Guggenheim, Paul:* Völkerbund, Dumbarton Oaks und die schweizerische Neutralität. Europa-Verlag, Zürich 1945. 112 Seiten, Fr. 4.50.
- Hermlin, Stephan:* Zwölf Balladen von den Großen Städten. Morgarten-Verlag, Zürich 1945. 45 Seiten.
- Hesse, Anne Marie:* Johann Conrad Heidegger 1710—1778. Schultheß, Zürich 1945. Fr. 6.—.
- Huber, Helmut:* Atem der Dinge. Francke, Bern 1945. 172 Seiten, Fr. 5.—.
- Jenny, Hans:* Kriegs- und Nachkriegsprobleme des schweiz. Großhandels. Sonderdruck aus «Schweiz. Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik». 81. Jg., Heft 1 1945. 94 Seiten.
- Kahl, Konrad:* Adalbert Stifter und die häusliche Welt. Speer-Verlag, Zürich 1945. 70 Seiten, Fr. 3.70.
- Maaß, Joachim:* Das Magische Jahr. Bermann-Fischer, Stockholm 1945. 322 Seiten.
- von Moos, Herbert:* Das große Weltgeschehen. Band VI, Lieferung 1. Hallwag, Bern 1945. 36 Seiten.
- Talhoff, Albert:* Weh uns wenn die Engel töten. Rascher, Zürich 1945. 315 Seiten, Fr. 9.80.
- Uttinger, Ernst:* Kommunale Siedelungsbestrebungen. Ein Beitrag zur Boden-, Bau-, Wohn- und Landschaftsschutzpolitik der Gemeinde Zollikon. Überreicht vom Gemeinderat. Zollikon 1945. 30 Seiten.
- Weber, Hans:* Das gemeinsame Leben. Bekenntnisroman einer Liebe. Walter, Olten 1945. Fr. 5.60.
- Weldler, Norbert:* Sieg des zionistischen Gedankens. Die Lösung der Judenfrage. Verlag der Jüdischen Buchgemeinde, Zürich 1945. 160 Seiten. Fr. 4.80.
- Zürcher, Richard:* Vom Schicksal des europäischen Kunsterbes. Speer-Verlag, Zürich 1945. 36 Seiten und 4 Stiche, Fr. 3.70.

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64, Tel. 27 29 75. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstr. 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.